Universität
Konstanz
Bibliothek

Wie wird geisteswissenschaftliches Wissen gemacht?

–

Arbeitsprozesse in den Geisteswissenschaften

Ergebnisse einer qualitativen Studie

Maren Krähling

Januar 2010

Konstanzer Online-Publikations-System (KOPS)
URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-107044
URL: http://kops.ub.uni-konstanz.de/volltexte/2010/10704

Inhaltsverzeichnis

0. Zusammenfassung ... 3

1. Einleitung ... 6

2. Forschungsstand ... 8

3. Methodik ... 12

4. Theoretische Verortung ... 16

5. Wie wird geisteswissenschaftliches Wissen gemacht? - Hauptteil ... 21

5.1 Orte und Zeiten: Organisation des Arbeitsalltags ... 23

5.2 Arbeitspraktiken und Forschungsabläufe ... 25
5.2.1. Individuelle Standardisierungen und typische Handlungsabläufe ... 26
5.2.2. Praktiken – Das alltägliche Tun in der geisteswissenschaftlichen Forschung ... 32

5.3 Arbeitsmaterialien und -medien ... 50
5.3.1. Welche Materialien werden genutzt? ... 50
5.3.2. Wie werden die Materialien geordnet und verwaltet? ... 59

5.4 Publizieren ... 64

5.5 Kommunikation ... 69

5.6 Lehren ... 76

5.7 Disziplinäre Selbstbeschreibungen und wissenschaftliche Sozialisation ... 81

5.8 Interdisziplinarität ... 84

5.9 Nutzung und Bild der Bibliothek ... 87

5.10 Habitualisierungen, Zufälle und Unsicherheiten ... 90

5.11 Die Nutzung der Neuen Medien: Überblick ... 92

6. Fazit ... 99

Literaturverzeichnis ... 103

Anhang ... 107

0. Zusammenfassung

Wie wird geisteswissenschaftliches Arbeiten *gemacht*? Und wie verändert sich geisteswissenschaftliches Arbeiten durch die Neuen Medien? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Studie, deren Ausgangspunkt die Frage nach den sich verändernden Anforderungen der Geisteswissenschaften an Universitätsbibliotheken ist.[1]

Erkenntnisinteresse der Studie ist, aus einer sowohl wissenschaftssoziologischen wie auch bibliotheksbezogenen Perspektive zu untersuchen, wie GeisteswissenschaftlerInnen ihren Arbeitsalltag gestalten, welche Arbeitsmaterialien sie zu welchen Arbeitsschritten, zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort nutzen. Dieses Erkenntnisinteresse speist sich aus einer Beobachtung mit zwei Hintergründen: Sowohl im wissenschaftssoziologischen Diskurs als auch in der bibliothekarischen Diskussion über wissenschaftliches Arbeiten, das durch Informationstechnologien Veränderungen erfährt, standen die Naturwissenschaften bislang tendenziell im Vordergrund – es ist jedoch davon auszugehen, dass die Neuen Medien auch Umgestaltungen im alltäglichen Arbeitsprozess der Geisteswissenschaften zeitigen. Diese Veränderungen sind für die Soziologie ebenso wie für wissenschaftliche Bibliotheken von Interesse.

Ziel der Studie war damit, anhand einer offenen, qualitativen Methode geisteswissenschaftliches Arbeiten zu explorieren. Dafür wurden quer über verschiedene wissenschaftliche Statusgruppen hinweg offene Leitfadeninterviews mit acht LiteraturwissenschaftlerInnen und HistorikerInnen durchgeführt.

In der Auswertung erwiesen sich drei Bereiche als zentral: die Arbeitsorganisation mit den Forschungsabläufen, die Arbeitspraktiken und die Arbeitsmaterialien. Die Arbeitsorganisation der befragten GeisteswissenschaftlerInnen zeichnet sich durch eine klare räumliche Trennung von Forschung beziehungsweise Lehr- und Geschäftsbereich aus. Die Forschung, der nahezu durchgängig zuhause nachgegangen wird, ist von heterogenen Arbeitsabläufen geprägt. Diese sind zwar unter den InterviewpartnerInnen verschieden, sie sind jedoch individuell standardisiert und greifen beständig ineinander. Schreiben und Lesen werden als zentrale Praktiken wahrgenommen; Techniken wie Skizzieren, Strukturieren oder Exzerpieren stellen allerdings ebenso zeitintensive und komplexe Arbeitspraktiken der Verflüssigung und

[1] Die Studie wurde im Rahmen des praktischen Jahres des Bibliotheksreferendariats an der Bibliothek der Universität Konstanz von März bis September 2009 angefertigt. Die Aussagen der InterviewpartnerInnen zu Bibliotheken beziehen sich damit in der Regel auf die Bibliothek der Universität Konstanz. Ich danke der Bibliothek, vor allem der ltd. Bibliotheksdirektorin Petra Hätscher, für ihre Unterstützung und natürlich allen InterviewpartnerInnen für ihre Offenheit, mir Einblicke in ihren Arbeitsalltag zu geben.

Einkulturierung von Materialien, das heißt der Handhabbarmachung und Integration der Materialien in die eigene Wissenskultur, dar. In der Ausübung dieser Praktiken wird fortwährend zwischen dem Papier und dem Computer hin und her gewechselt; Praktiken und Arbeitsmedien sind insofern eng miteinander verknüpft, dass ein Arbeitsschritt, der in einem Medium gelingt, nicht ohne weiteres auf ein anderes Medium übertragen werden kann.

Der (aus)gedruckte Text steht für die InterviewpartnerInnen im Mittelpunkt des Arbeitens: Texte sind Forschungsobjekt, Arbeitsmittel *und* Forschungsprodukt; der Zugang zu den Arbeitsmaterialien erfolgt sowohl elektronisch als auch in Printform – mit einer klaren Tendenz zum Buch. Monografien haben eindeutig den höchsten Status unter den Publikationsformen, werden allerdings nicht immer auch am intensivsten genutzt. Gelesen werden die Texte am liebsten in gedruckter Form, da nur so das aktive Lesen, das Anmerkungen, Unterstreichungen und Notizen beinhaltet, effektiv gestaltet werden kann und die Arbeitsmaterialien in sinnvoller Weise verflüssigt werden können. Recherchiert wird zu einem großen Teil auf elektronischen bibliotheksbezogenen Wegen, allerdings spielen sowohl das Internet als auch insbesondere die ‚offline-Recherche' in Form des Schneeballsystems eine große Rolle. Schreiben stellt für alle InterviewpartnerInnen mehr dar als die Verschriftlichung vorab gefundener Ergebnisse: Während des Schreibprozesses finden zentrale Denkprozesse statt. Alleiniges elektronisches Publizieren ist (außer im Fall von Rezensionen über die Informationsplattform H-Soz-u-Kult) unüblich. Elektronisches Publizieren wird nicht generell abgelehnt, allerdings steht bei der Wahl der Zeitschrift beziehungsweise des Verlags das Renommee des Publikationsortes im Vordergrund. Geisteswissenschaftliche Praktiken sind demnach in einem komplexen, fragilen und sehr individuellen Arbeitsprozess verankert, in dem die Integration von Neuen Medien, wie zum Beispiel die Nutzung von elektronischen Artikeln, Literaturverwaltungsprogrammen, elektronischen Kommunikationsformen, webbasierten Lehrformen oder elektronischem Publizieren umsichtig von den WissenschaftlerInnen angegangen wird.

Im Mittelpunkt der Lehre stehen die Diskussion und die Vermittlung von Interesse für den Forschungskontext der besprochenen Texte. Es werden auch andere Medien als Texte eingesetzt und intensiv über die Vermittlung von Kompetenz in Bezug auf das Internet, insbesondere Wikipedia, nachgedacht. Die Bibliothek der Universität Konstanz kann von einem sehr positiven Bild profitieren: Sie wird intensiv zur Beschaffung und Recherche über verschiedenste Wege (Dokumentlieferdienste, Ausleihe, FachreferentIn) von Materialien genutzt, wenn auch nicht als Arbeitsort. Die systematische Freihandaufstellung,

Zeitschriftenauslagen und Neuanschaffungsregale ziehen auch die WissenschaftlerInnen in den Ort Bibliothek.

Geisteswissenschaftliches Arbeiten zeichnet sich durch eine hohe Heterogenität aus. Dementsprechend ist die Anwendung von Neuen Medien in allen angesprochenen Bereichen vielfältig und muss gleichermaßen individuell wie auch nach Bereich sortiert betrachtet werden.

Geisteswissenschaftliches Arbeiten in Kürze:

- → Die Neuen Medien werden in den Geisteswissenschaften auf vielfältige Weisen genutzt und an verschiedensten Stellen des Arbeitsalltags integriert
- → Geisteswissenschaftlicher Alltag ist durch eine klare räumliche Trennung von Forschung und Lehre geprägt
- → Arbeitsabläufe in den Geisteswissenschaften sind heterogen, individuell standardisiert und bestehen aus vielen ineinandergreifenden Praktiken
- → Geisteswissenschaftliche Arbeitspraktiken dienen der Verflüssigung und Einkulturierung und der Herstellung von Texten
- → Geisteswissenschaftliches Arbeiten pendelt zwischen Papier und Computer, mit einer Tendenz hin zum gedruckten Text
- → Texte sind Forschungsobjekte, Arbeitsmittel und Forschungsprodukte
- → elektronische Versionen von Publikationen werden meist genutzt, aber es wird außer bei der Textform Rezension nicht rein elektronisch publiziert
- → Im Mittelpunkt der Lehre steht die Diskussion; auch andere Medien als Texte werden zur Illustration eingesetzt
- → Wikipedia und die Nutzung des Internets im Allgemeinen durch die Studierenden werden reflektiert
- → Die Bibliothek wird sehr positiv wahrgenommen und intensiv genutzt.

1. Einleitung

Was GeisteswissenschaftlerInnen machen, scheint gleichzeitig selbstverständlich und rätselhaft zu sein.[2] Innerhalb von Universitäten stellt sich die Frage nach dem Alltagshandeln von GeisteswissenschaftlerInnen kaum und wirkt auf den ersten Blick nicht notwendig. Der Alltag von GeisteswissenschaftlerInnen ist für Angehörige von Universitäten nicht selten der eigene Alltag und damit nichts, was einer Untersuchung bedürfte. Was man selbst alltäglich macht, so scheint es, kann man auch selbst beurteilen.

Tritt man jedoch einen Schritt heraus und nimmt einen ‚fremden Blick'[3] ein, befremdet damit also das eigene Umfeld und die eigene (Wissens-)Kultur, verwischt die anfängliche Offensichtlichkeit. Welche Wissenskultur wird in den Geisteswissenschaften tagtäglich gelebt und hergestellt? Wie wird geisteswissenschaftliches Wissen *gemacht*? Was *tun* GeisteswissenschaftlerInnen denn nun eigentlich Tag für Tag? Eine Frage, die auch in der Wissenschaftssoziologie bislang nur selten gestellt wurde.

Gerade heute wäre die Beantwortung dieser Frage jedoch – jenseits eines wissenschaftssoziologischen Erkenntnisinteresses – besonders aktuell: Informationstechnologische Mittel haben nicht nur die Naturwissenschaften anscheinend schon länger in überwältigend eindeutigem Maße geprägt, auch im Alltag der Geisteswissenschaften ist die Integration von Computern, Internet und co. längst selbstverständlich – doch auf welche Weisen mit diesen Arbeitsmedien umgegangen wird, scheint unklar zu sein. Welche Orte, Materialien und Praktiken spielen im geisteswissenschaftlichen Alltag eine Rolle und in welcher Weise? Und wie verändern sich diese durch die Neuen Medien?

Wenn wir noch einmal den anfänglichen Schritt zurückgehen befinden wir uns in einer Position, die für Bibliotheken in Bezug auf den geisteswissenschaftlichen Alltag paradigmatisch ist: Bibliotheken sind unmittelbar an geisteswissenschaftlichen Arbeitsprozessen beteiligt, betreiben jedoch selbst nur selten selbst geisteswissenschaftliche Forschung, sondern stehen quasi per definitionem in zweiter Reihe. Selbst Teil der Universität

[2] Im Folgenden wird für ‚Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler' die geschlechtergerechte und gut lesbare Schreibweise ‚WissenschaftlerInnen' verwendet. Dies ist nicht zuletzt im Hauptteil eine Möglichkeit die Anonymität der InterviewpartnerInnen durch Verschweigen der Geschlechtszuschreibung zu wahren. Zudem sind bei der Auswertung der Interviews keine geschlechtsspezifischen Besonderheiten aufgefallen. Inwiefern Geschlecht im geisteswissenschaftlichen Alltag aktiv hergestellt wird, also das ‚doing gender', konnte an dieser Stelle leider nicht untersucht werden.

[3] vgl. Amann, Klaus; Hirschauer, Stefan (1997) Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-52.

(und häufig mit einer Vielzahl geisteswissenschaftlich geschulter MitarbeiterInnen) haben sie die Rolle, geisteswissenschaftliches Material und die Kompetenz zum Umgang damit zur Verfügung zu stellen und zu lehren. Folgt man nun der These, dass sich geisteswissenschaftliches Denken und Arbeiten im Zuge der Neuen Medien verändern und nimmt (auch im eigenen Selbstverständnis) Abstand vom Klischee des einsamen Denkers und Schreibers, stehen die Bibliotheken vor der Aufgabe, diese Prozesse nachzuvollziehen und ‚sich einzufügen' in die sich verändernde Alltagspraxis oder diese Prozesse sogar ‚vorherzuahnen' und sinnvoll mitzugestalten. Nicht selten werden der Einfluss der Neuen Medien auf Entwicklungen in der Wissenschaft und die Anforderungen an Bibliotheken wie folgt geschildert:

> "The rise of e-research, interdisciplinary work, cross-institution collaborations, and the expectation of massive increases in the quantity of research output in digital form all pose new challenges. These challenges are about how libraries should serve the needs of researchers as users of information sources of many different kinds, but also about how to deal with the information outputs that researchers are creating."[4]

Trifft dies spezifisch für die Geisteswissenschaften sowie auf Bibliotheksdienstleistungen für Geisteswissenschaften zu? Dieser Fragehorizont bildet gewissermaßen die Folie, vor der die Studie erstellt wurde.

Erkenntnisinteresse der Studie ist damit, die Alltags*praxis* in den Geisteswissenschaften vor dem Hintergrund der Neuen Medien aus einer sowohl wissenschaftssoziologischen wie auch bibliotheksbezogenen Perspektive zu untersuchen. Die genaue Analyse des alltäglichen *Tuns* der Geisteswissenschaften soll deutlich machen, welche Wünsche und Anforderungen sie an Bibliotheken stellen (könnten). Wie sich Bibliotheken durch sich verändernde (geistes-)wissenschaftliche Alltagspraktiken wandeln werden (müssen), wird in einigen internationalen Studien erforscht.[5] Geisteswissenschaftlicher Alltag, qualitativ in seiner Gänze untersucht, steht jedoch seltener spezifisch im Fokus. Diese Arbeit rückt daher diesen Alltag, die Orte, Materialien und Praktiken der Geisteswissenschaften in den Mittelpunkt – motiviert durch die Veränderungen, die durch die Neuen Medien hervortreten und nicht nur die Geisteswissenschaften selbst betreffen, und ausgeführt mit dem ‚fremden Blick' der Gleichzeitigkeit von Wissenschaftssoziologin und Bibliothekarin.[6] Denn die Frage, wie GeisteswissenschaftlerInnen ihren Arbeitsalltag gestalten, welche Arbeitsmaterialien sie zu

[4] Research Information Network and the Consortium of Research Libraries (2007) Researchers' Use of Academic Libraries and their Services, http://www.rin.ac.uk/files/libraries-report-2007.pdf und http://eprints.ecs.soton.ac.uk/13868/1/libraries-report-2007.pdf, S. 2, letzter Zugriff am 20.09.2009.
[5] siehe Kapitel 2 ‚Forschungsstand'.
[6] Auch wenn methodisch ein ‚fremder Blick' als Angehörige der Universität bedingtermaßen schwierig ist, soll durch die Wahl der qualitativen Methodik versucht werden, ihn anzuwenden.

welchen Arbeitsschritten, zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort nutzen, welche Praktiken sie alltäglich ausführen und welche Veränderungen neue technische Möglichkeiten zeitigen, soll in erster Linie ergründet werden, um Bibliotheken Anhaltspunkte für eigenes Handeln zu liefern.

2. Forschungsstand

Zum Thema ‚Arbeitsstile in den Geisteswissenschaften und deren Relevanz für Wissenschaftliche Bibliotheken' gibt es bislang im deutschsprachigen Raum nur eine Veröffentlichung, die allerdings aus dem Jahr 1983 stammt: „Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung" von Bernhard Fabian.[7] Selbstverständlich konnte diese Publikation noch nicht auf die Veränderungen in der geisteswissenschaftlichen Praxis durch das Internet, Neue Medien und Informationstechnologien im Allgemeinen eingehen. Die vorliegende Arbeit betritt daher mit ihrer Kombination aus bibliothekarischem Erkenntnisbedürfnis, qualitativer Methodik und wissenschaftssoziologischer Herangehensweise Neuland. Allerdings nimmt sie Anstöße aus vielfältigen Diskursen auf und grenzt an mehrere, durchaus heterogene Themenfelder an. Methodisch wird bei NutzerInnenbefragungen im bibliothekarischen Bereich meist quantitativ vorgegangen; auch an der Bibliothek der Universität Konstanz wurden immer wieder quantitative Untersuchungen, zum Beispiel zum Thema Literaturversorgung, durchgeführt.[8] An qualitativen Untersuchungen zum wissenschaftlichen Arbeitsstil und dessen Auswirkungen auf die Bibliothek ist die ebenfalls 2008 durchgeführte Untersuchung von Eva Ramminger und Nicole Graf zu nennen, die allerdings hauptsächlich auf die Naturwissenschaften, die den Schwerpunkt an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich darstellen, eingeht.[9] Entscheidende Unterschiede zur vorliegenden Studie sind die Befragung von WissenschaftlerInnen über alle Disziplinen hinweg sowie der klare Bezug der Fragestellungen

[7] Fabian, Bernhard (1983) Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Zu Problemen der Literaturversorgung und der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

[8] z.B. Hätscher, Petra; Kersting, Anja; Kohl-Frey, Oliver (2007) Perspektiven der Literatur- und Informationsversorgung. Ergebnisse der Befragung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Konstanz 2007, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-39615, letzter Zugriff am 20.09.2009.

[9] Ramminger, Eva; Graf, Nicole (2007) Informationsmanagement an der ETH Zürich: Zum Umgang mit Literatur und Informationsressourcen in Forschung und Lehre. Eine qualitative Expertenbefragung der ETH-Bibliothek, Zürich, http://e-collection.ethbib.ethz.ch/eserv/eth:29883/eth-29883-01.pdf, letzter Zugriff am 20.09.2009.

und des Leitfadens zur Bibliothek, für die sich die Autorinnen der ETH-Studie entschieden haben.[10]

Innerhalb der Bibliothekslandschaft wird seit mehreren Jahren intensiv über den Einfluss und die Veränderungen der Neuen Medien auf Bibliotheken und eine gesellschaftliche Entwicklung hin zur Wissensgesellschaft diskutiert. Dabei steht auch die Frage im Fokus, wie sich die Wissenschaften entwickeln und verändern. Diese Debatten bilden daher gleichermaßen die Folie, vor der die Studie innerhalb einer Bibliothek entstanden ist. Diese Diskussion ist breit ausgefächert, wird mit unterschiedlichen Foki in vielen Medien geführt und kann daher an dieser Stelle nicht ausführlicher dargestellt werden.

2008 beschäftigte sich zum Beispiel ein Panel des Bibliothekartages mit der Frage: „Wer bewegt das Wissen: Wo stehen wir in zehn Jahren?“. Das „unbekannte *Anders*“[11] der Zukunft, die Ungewissheit, wie sich Bibliotheken durch die Neuen Medien verändern werden, treibt BibliothekarInnen offensichtlich um. Dabei wurde in dieser Veranstaltung ein Bild gezeichnet, das Bibliotheken als „Orte des Lernens, der Bildung und der Kultur“[12] sieht, aber auch „im Netz“[13] verortet. Auch das Taiga-Forum, das Veränderungen im Bibliothekswesen in den Mittelpunkt seiner Aktivitäten stellt, hat im Februar 2009 „Provocative Statements“ [14] veröffentlicht. Für den englischsprachigen Raum sind in den letzten Jahren insbesondere zwei der groß angelegten Studien der British Library und JISC zu nennen, die eine Veränderung wissenschaftlicher Alltagspraxis in Bezug auf bibliothekarische Praxis diskutieren: „Researchers’ Use of Academic Libraries“[15] und „Information behaviour of the researcher of the future“[16]. Diese Studie untersucht, wie potenzielle WissenschaftlerInnen der Zukunft in circa 10 Jahren mit digitalen Ressourcen umgehen und arbeiten werden. Zentraler Fokus liegt dabei auf der ‚Google-Generation’, die die British Library und JISC als nach 1993 geboren definiert. Nicht selten stehen in Untersuchungen dieser Art bibliotheksrelevante Teile des

[10] Ähnlich untersucht die Dissertation von Kajetan Hinner wissenschaftliches Arbeiten mit dem Internet über alle Disziplinen hinweg, wobei die Beispiele häufig aus nicht-geisteswissenschaftlichen Disziplinen gewählt sind, vgl. Hinner, Kajetan (2003) Wissenschaft im Zeitalter des Internet, Berlin: Logos.

[11] Hätscher, Petra (2009) Wer bewegt das Wissen: Wo stehen wir in zehn Jahren? Eine Zusammenfassung, in: Wissen bewegen. Bibliotheken in der Informationsgesellschaft, hrsg. von Ulrich Hohoff und Per Knudsen, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, S. 69.

[12] Ebda.

[13] Ebda.

[14] The Taiga Forum (2009) Provocative Statements (after the meeting), http://www.taigaforum.org/documents/Taiga%204%20Statements%20After.pdf, letzter Zugriff am 20.09.2009.

[15] Research Information Network and the Consortium of Research Libraries (2007) Researchers’ Use of Academic Libraries and their Services, http://www.rin.ac.uk/files/libraries-report-2007.pdf, letzter Zugriff am 20.09.2009.

16 Rowlands, Ian; Fieldhouse, Maggie (2007) Trends in scholarly information behaviour. Work Package I http://www.jisc.ac.uk/publications/documents/pub_jcsr.aspx, letzter Zugriff am 20.09.2009

JISC (2008) Information behaviour of the researcher of the future, http://www.jisc.ac.uk/media/documents/programmes/reppres/gg_final_keynote_11012008.pdf, letzter Zugriff am 20.09.2009.

gesamten Arbeitsablaufs im Vordergrund, wie zum Beispiel die Studie „Humanities Scholars' Information-seeking Behaviour and Use of Digital Resources"[17], die die Informationssuche von GeisteswissenschaftlerInnen untersucht, zeigt.

Zwei Linien treten in bibliothekarischen Debatten in Bezug auf sich verändernde wissenschaftliche Kommunikationsformen – auch auf dem Bibliothekartag 2009 in Erfurt – immer wieder in den Vordergrund: Das Web 2.0 sowie die Entwicklung hin zu virtuellen Forschungsumgebungen. Ist mit dem ersten Bereich meist *informelle Kommunikation* gemeint, wird mit virtuellen Forschungsumgebungen versucht, die *formelle Kommunikation* zum Beispiel in Form von Textproduktion zu unterstützen.

Neue informelle Kommunikationsformen in Form von social software beziehungsweise im Web 2.0 werden dabei nicht selten als selbstverständliche und alltäglich stattfindende Entwicklung in den Wissenschaften dargestellt. Der Eindruck entsteht, dass in allen Wissenschaften diese Techniken genutzt werden und dass es für die Bibliothek unumgänglich sei, diese ebenfalls zur Kommunikation zu nutzen. Will man diesen Weg jedoch nicht in einem luftleeren Raum einschlagen, sollte man Bezug nehmen auf differenzierte Studien, die diese Entwicklung für die vielfältigen Wissens- und Kommunikationskulturen in verschiedenen Disziplinen belegen. Ein Beispiel könnte dabei das 2008 von der VW-Stiftung bewilligte Forschungsprojekt „Interactive Science" des Giessener Zentrums für Medien und Interaktivität sein, das die „interne Wissenschaftskommunikation über digitale Medien"[18] in den Mittelpunkt stellt.

Im Bereich der formellen Wissenschaftskommunikation sind insbesondere Entwicklungen von virtuellen Forschungsumgebungen interessant, die (auch) von Bibliotheken in Zusammenarbeit mit WissenschaftlerInnen ausgehen und zum Ziel haben, die WissenschaftlerInnen in ihrer konkreten und spezifischen Zusammenarbeit zu unterstützen. Das geisteswissenschaftlich ausgerichtete Projekt „TextGrid" des Forschungsverbundes D-Grid, an dem auch die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen beteiligt ist, zielt dabei darauf ab, eine „Grid-fähige Workbench für die gemeinschaftliche

[17] Rimmer, Jon; Warwick, Claire; Blandford, Ann; Gow, Jeremy; Buchanan, George (2006) Humanities Scholars' Information-seeking Behaviour and Use of Digital Resources, Workshop on Digital Libraries in the Context of Users' Broader Activities, http://www.uclic.ucl.ac.uk/events/dl-cuba2006/papers/Rimmer.pdf, letzter Zugriff am 20.09.2009.
Als ähnliche Studien seien exemplarisch genannt: Stieg Dalton, Margaret; Charnigo, Laurie (2004) Historians and their information sources, in: College & Research Libraries, Jg. 65, H5. S. 400-425. Warwick, Claire; Terras, Melissa; Galina, Isabel; Huntington, Paul; Pappa, Nikoleta (2008) Library and information resources and users of digital resources in the humanities, in: Program: electronic library and information systems, Jg 42, H1, S.5-27.

[18] Projekteigener Blog http://www.wissenschaftskommunikation.info/wordpress/ und Homepage des Instituts: http://www.zmi.uni-giessen.de/projekte/projekt-24.html, letzter Zugriff am 20.09.2009.

philologische Bearbeitung, Analyse, Annotation, Edition und Publikation von Texten“[19] aufzubauen und nimmt Bezug auf das Konzept der eScience. Demzufolge haben sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Wissenschaften hin zu datenzentrierten Wissenschaften entwickelt, die für das Zusammenfallen von Theorie, Experiment und Simulation stehen. Inwiefern dieses Konzept, das in ähnlicher Weise auch unter dem Namen ‚Technoscience’ seit den 1980er Jahren in der Wissenschaftssoziologie diskutiert wird, sich in Gänze auch auf die Geisteswissenschaften übertragen lässt, müsste erst noch anhand wissenschaftssoziologischer Studien überprüft werden.[20]

Um sich in diese Debatte jedoch gewissermaßen nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich mit einem ‚fremden’ Blick einmischen zu können, ist die Arbeit neben den bibliothekarischen Bezügen auch in wissenschaftssoziologischen Diskursen verortet. Diese haben sich in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich auf die Natur- und Technikwissenschaften konzentriert. Soziologische Studien zu den Geistes- und Sozialwissenschaften beziehen sich meist auf die Sozialstruktur von Universitäten, wie zum Beispiel wissenschaftliche Karrieren.[21] Eine Ausnahme bildet der 1997 erschienene Aufsatz „Die Grenzen des Geistes. Zur Infrastruktur geisteswissenschaftlicher Arbeit“ von Peter J. Brenner.[22] Der Titel des Sammelbands, in dem dieser Aufsatz erschienen ist, zeigt die Tendenz der Diskussion um die Geisteswissenschaften der letzten Jahre, die sich im Wesentlichen um die Legitimation, Definition, Evaluation und Zukunft der Geisteswissenschaften dreht: „geisteswissenschaften wozu?“[23] Auch die 1999 erschienene Studie „Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes“ von Pierre Bourdieu fokussiert in erster Linie auf Inhalte und Erkenntnisinteressen der Wissenschaften

[19] http://www.textgrid.de/ueber-textgrid.html, letzter Zugriff am 20.09.2009.

[20] Zur Debatte um den Begriff der technoscience vgl. die Schriften der Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway sowie die 2010 erscheinende Monografie Mangelsdorf, Marion; Krähling, Maren; Gransee, Carmen (2010) Technoscience. Eine kritische Einführung in Theorien der Wissenschafts- und Körperpraktiken, Bielefeld: transcript.

[21] Vgl. zum Beispiel zur Geschlechterforschung: Hark, Sabine (2005) Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp. Als ältere Veröffentlichung zur Germanistik vgl. Kolk, Rainer (1990) Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im "Nibelungenstreit", Tübingen: Niemeyer.

[22] Brenner, Peter J. (1997) Die Grenzen des Geistes. Zur Infrastruktur geisteswissenschaftlicher Arbeit, in: geisteswissenschaften wozu? Studien zur Situation der Geisteswissenschaften, Thaur: Druck- und Verlagshaus Thaur, S. 45-90.

[23] Reinhalter, Helmut; Benedikter, Roland (1997) geisteswissenschaften wozu? Studien zur Situation der Geisteswissenschaften, Thaur: Druch- und Verlagshaus.

um die Literaturen.[24] Marcus Beiner nimmt in „Humanities. Was Geisteswissenschaft macht. Und was sie ausmacht“[25] geisteswissenschaftliche Kategorien in den Blick.

In jüngster Zeit hat sich zudem eine zunehmende soziologische Aufmerksamkeit für den geisteswissenschaftlichen Alltag herausgebildet, wie zum Beispiel die Arbeiten des Konstanzer Soziologen Leon Jesse Wansleben zeigen.[26] Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang ebenso die Arbeiten der Kulturwissenschaftlerin Marie A. Glaser sowie des Historikers Martin Schmid über die Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft beziehungsweise der Lehrkultur der Geschichtswissenschaft.[27] Auch in der Wissenschaftsgeschichte wird zunehmend zur geisteswissenschaftlichen Geschichte geforscht, wie die Einrichtung einer ‚Juniorprofessor für Wissenschaftsgeschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften’ am Exzellenzcluster ‚Kulturelle Grundlagen von Integration’ der Universität Konstanz zeigt. Das steigende Interesse der Wissenschaftsforschung bestätigt die Relevanz des zu untersuchenden Themas.

3. Methodik

Gewählt wurde für die Studie eine qualitative Perspektive. Ausgangspunkt der Studie ist die gegenwärtige Unklarheit, welchen Weg die Geisteswissenschaften in Bezug auf die Integration Neuer Medien in ihre Arbeitsprozesse gehen werden. Aus dieser offenen Situation heraus wird die Studie mit dem Ziel angegangen, grundlegend herauszufinden, wie in den Geisteswissenschaften heute und in der Zukunft gearbeitet wird. Dieser offenen Fragestellung entspricht eine offene Methodik, die Raum bietet, die Arbeitsstile in ihrer Vielfalt und Spezifik zu erfassen.

---

[24] Bourdieu, Pierre (1999) Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

[25] Beiner, Marcus (2009) Humanities. Was Geisteswissenschaft macht. Und was sie ausmacht, Berlin: Berlin University Press.

[26] Wansleben, Leon Jesse (2007) Laborexplorationen. Eine inkongruente Perspektive auf den Alltag sozialwissenschaftlicher Praxis, in: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 30. Jg, 2, S.282. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-38940, im Folgenden: Wansleben, Leon Jesse (2007) Laborexplorationen., Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken. Was kann die Wissenschaftssoziologie zur Zukunft der Geisteswissenschaften beitragen? in: Arts and Figures: GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf. hrsg. von Constantin Goschler, Jürgen Fohrmann, Harald Welzer und Markus Zwick, Göttingen: Wallstein Verlag, S. 53-68., http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-77889, im Folgenden: Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken.

[27] Glaser, Marie (2004) Kommentar und Bildung: Zur Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft, in: Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich, hrsg. von Markus Arnold und Roland Fischer, Wien: Turia + Kant, S. 127-164. Schmid, Martin (2004) Kritisieren als Erkenntnispraxis: Thesen zur Lehrkultur der Wiener Geschichtswissenschaft, ebd., S. 165-201.

Ziel ist damit keine Studie, die von vornherein auf die Fragestellungen und Bedürfnisse der Bibliothek abzielt. Stattdessen kann von einem vermittelten Interesse gesprochen werden: Wird mit einer offenen, nahezu wissenschaftssoziologischen Perspektive an die Problematik herangegangen, kann verstanden werden, wie sich das alltägliche Arbeiten in den Geisteswissenschaften gestaltet und gestalten wird. Eine qualitative Methodik weitet die Perspektive und bietet die Chance auch auf Bereiche im geisteswissenschaftlichen Arbeitsprozess zu stoßen, die bislang nicht im Fokus oder Interesse von Bibliotheken lagen. Ausgegangen werden kann also in einem zweiten Schritt davon, dass ein solches Verständnis auch Anhaltspunkte dafür gibt, auf welche Anforderungen wissenschaftliche Bibliotheken sich in der Zukunft einzustellen haben. Damit kann vermieden werden, dass Bibliotheken aus ihrer spezifischen Perspektive und aufgrund ihrer eigenen diskursinternen Kategorien Schlüsse über zukünftiges Handeln ziehen.

Dieser offenen Annahme entsprachen sowohl die Datenerhebung in Form eines qualitativen Leitfadeninterviews als auch die Auswertung. Durchgeführt wurde das Projekt von der Bibliotheksreferendarin Maren Krähling, Soziologin M.A., geleitet von Petra Hätscher, leitende Bibliotheksdirektorin. Methodische Unterstützung erhielt die Bibliothek durch MitarbeiterInnen des Fachbereichs Soziologie. Da davon ausgegangen werden kann, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die trotz Zusammenarbeit auch in Konkurrenz zueinander stehen, ihre Arbeitsweise im Einzelinterview offener beschreiben, wurden leitfadenzentrierte Einzelinterviews als Vorgehen gewählt. Offen war, ob auf der Ebene der Doktorandinnen und Doktoranden Interviews mit mehreren Personen durchgeführt werden können, da vermutet wurde, dass in diesem Stadium der wissenschaftlichen Karriere der Druck noch weniger groß sei. Für die Vergleichbarkeit aller Interviews wurde dennoch auf Mehr-Personen-Interviews verzichtet. Studierende in Gruppendiskussionen konnten aufgrund der kurzen Projektlaufzeit nicht einbezogen werden, wie es ursprünglich konzeptuell geplant war.

Durch ein Schreiben der leitenden Bibliotheksdirektorin Petra Hätscher an den Dekan der geisteswissenschaftlichen Sektion, Prof. Dr. Ulrich Gotter, sowie an die Fachbereichssprecherin Literaturwissenschaften, Prof. Dr. Mergenthal und den Fachbereichssprecher Geschichte und Soziologie, Prof. Dr. Wischermann, wurde das Untersuchungsfeld gemäß der eigenen Struktur informiert. Ziel war es, aus den Fachbereichen Literaturwissenschaften und Geschichte jeweils Vertreterinnen und Vertreter der professoralen Ebene, des wissenschaftlichen Mittelbaus sowie des wissenschaftlichen Nachwuchses zu befragen. Gemäß den Kriterien zur Auswahl von Interviewpartnerinnen und

–partnern in qualitativen Studien wurden dabei möglichst unterschiedliche WissenschaftlerInnen, in diesem Fall aus verschiedenen Fachbereichen (Romanistik, Germanistik, Anglistik, Mediävistik, Neuere Geschichte, Neueste Geschichte) und in verschiedenen Karrierestadien befindlich, ausgewählt.

Diese möglichen Interviewpartner und -partnerinnen wurden direkt angeschrieben. Die Reaktionen waren sehr positiv: Von den angeschriebenen WissenschaftlerInnen konnte nur eine Person aus Zeitgründen nicht teilnehmen, so dass acht sehr interessierte, offene und motivierte InterviewpartnerInnen akquiriert wurden. Mit diesen acht WissenschaftlerInnen der Fachbereiche Literaturwissenschaften und Geschichte wurden innerhalb von zwei Monaten (April und Mai 2009) Einzelinterviews geführt.

Karrierestadium:

DoktorandIn	Post-Doc	PrivatdozentIn	Junioprofessur	ProfessorIn
I3, I4	I2, I8	I1, I5	I7	I6

Disziplin:

Literaturwissenschaften	Geschichte
I1, I3, I5, I8	I2, I4, I6, I7

Der Leitfaden des Interviews wurde im Vorfeld mit einem Mitarbeiter des Fachbereichs Soziologie der Universität Konstanz methodisch besprochen (kompletter Leitfaden im Anhang). Zudem wurde ein Testinterview mit einer Doktorandin aus dem Fachbereich Soziologie durchgeführt.

Die Fragen wurden offen formuliert und setzten sich aus folgenden Themengebieten zusammen:

- Struktur des Arbeitsalltags
- konkretes Vorgehen bei Erarbeitung eines Artikels und eines größeren Forschungsprojektes (Dissertation, Habilitation)
- Kommunikation mit Studierenden und WissenschaftlerInnen
- Arbeitsmittel
- Arbeitsort
- Nutzung der Bibliothek
- Informationskompetenz
- Interdisziplinarität
- Neue Medien

Während der Erhebungsphase wurde in Auseinandersetzung mit den Interviews und anhand von wissenschaftssoziologischer Literatur eine theoretische Herangehensweise gewählt. Direkt nach jedem Interview wurde eine Zusammenfassung aus dem Kopf geschrieben, um die stärksten Eindrücke von Inhalten und Arbeitsplatz festzuhalten. Zugleich wurden zu bestimmten wiederkehrenden Themen in den Interviews ‚Memos' angelegt. In diesen Memos wurden erste Punkte zur möglichen Verknüpfung von Theorie und Interviews festgehalten.[28]
Die Methoden der qualitativen Forschung verlangen Reflexivität während der Interviewerhebung, das heißt, im Idealfall entwickelt sich die Interviewführung wie in einem Zirkel ‚in Zwiesprache' mit herangezogenem Theoriematerial und der Reflektion über die schon geführten Interviews weiter.
Die Interviews wurden von zwei studentischen Hilfskräften, Nicolai Ruh und Yonca Bozkurt aus der Soziologie, transkribiert und anonymisiert. Den Hilfskräften sind selbstverständlich die Namen der Befragten nicht bekannt; für die Transkription wurden standardisierte Regeln aus der qualitativen Forschung festgelegt. Die transkribierten Interviews sind aus Gründen der Anonymitätswahrung nicht vollständig angehängt.[29]
Ausgewertet wurden die Interviews in Anlehnung an die Grounded Theory, die das Ziel verfolgt, eine Theorie allein aus den Daten anhand von Codes zu generieren.[30] Da dieses Kodierverfahren in der Regel aber sehr aufwändig ist, wird diese Methode nur selten in ihrer reinen Form angewandt, das heißt nur selten wird ausschließlich aus den Daten allein eine Theorie über den zu untersuchenden Sachverhalt generiert. In diesem Sinne wurden auch in dieser Studie die Codes aus den Interviews mit Themen aus dem Fragebogen verbunden, um eine Mischung der Themen zu erreichen, die die Interviewten selbst aufgebracht haben und denjenigen, die für die Bibliothek interessant sein könnten.
Sobald erste Transkriptionsteile vorlagen, wurden diese intensiv durchgearbeitet und mit ‚in-vivo-Codes' versehen, das heißt Codes, die direkt aus den Interviews stammten.[31] Mit diesem offenen Kodieren wurde eine Neuordnung vieler verschiedener Interviewstellen mit Hilfe der in-vivo-Codes ermöglicht. Anhand von drei vollständig transkribierten Interviews, die wiederum in zwei Durchgängen durchgearbeitet wurden, wurde mit Hilfe der in-vivo-Codes,

[28] „Memo writing is essential to Grounded Theory methodological practices and principles. It is the fundamental process of researcher/data engagement that results in a ‚grounded' theory. […] By writing memos continuously throughout the research process, the researcher explores, explicates, and theorizes these emergent patterns." Bryant, Anthony; Charmaz, Kathy (Hrsg.) (2007) Sage Handbook of Grounded Theory, London: Sage, S. 245.
[29] Bei Interesse kann jedoch mit der Autorin Kontakt aufgenommen werden und die Interviews können zugeschickt werden.
[30] Als Klassiker der Grounded Theory sei auf Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998) Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern: Huber verwiesen.
[31] vlg. zum Prozess des Kodierens: Bryant, Anthony; Charmaz, Kathy (Hrsg.) (2007) Sage Handbook of Grounded Theory, London: Sage, S. 265ff.

der Memos, der theoretischen Herangehensweise und der Erinnerung an die anderen Interviews ein Kategorienset erstellt, mit dem die anderen Interviews schneller und effektiver thematisch selektiv kodiert und einzelne Interviewpassagen den Themen zugeordnet werden konnten. Trotz dieses Sets und einer zunehmenden Verdichtung blieb der wesentliche Punkt beim Erarbeiten der neuen Interviews, offen für unvorhergesehene Impulse aus den Interviews zu bleiben. Im nächsten Schritt wurden die Kategorien zueinander und mit der theoretischen Perspektive in Beziehung gesetzt. Anhand dieser Kodierung konnten nun Themenfelder erarbeitet werden, die zwar vom Leitfaden angestoßen wurden, jedoch in ihren Zusammenhängen und inhaltlichen Strukturierungen aus den Interviews stammen.

4. Theoretische Verortung

Als theoretische Herangehensweise aus der Wissenschaftssoziologie wurden die sogenannten Laborstudien gewählt, deren bekannte Vertreterin Prof. Dr. Karin Knorr-Cetina an der Universität Konstanz lehrt und forscht.[32] Die Laborstudien wurden Ende der 1970er beziehungsweise Anfang der 1980er Jahre entwickelt, als SoziologInnen und EthnologInnen begannen, sich die konkrete Arbeitspraxis der Naturwissenschaften im Labor anzuschauen und dort ethnographische Studien (meist über Jahre hinweg) durchzuführen. Etabliert haben sich die Laborstudien vor allem durch die Forschungen von Bruno Latour, Karin Knorr-Cetina, Sharon Traweek und Michael Lynch.[33] Diese und andere bedeutende VertreterInnen der Laborstudien sind heute bekannte ForscherInnen der interdisziplinären ‚studies of science and technology' oder kurz: ‚science studies'[34]. Bereits an dieser Benennung wird deutlich, dass der primäre Fokus der science studies auf der Erforschung der Naturwissenschaften liegt – auch wenn diese Forschungsrichtung immer wieder über ihren Horizont hinausblickt und beispielsweise wichtige Arbeiten zur Reflexivität in der sozialwissenschaftlichen Methodik

[32] Knorr-Cetina, Karin (2002) Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, im Folgenden: Knorr-Cetina, Karin (2002) Wissenskulturen. Knorr-Cetina, Karin (1984) Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
[33] Knorr-Cetina, Karin (1981) The manufacture of knowledge. An essay on the constructivist and contextual nature of science, Oxford: Pergamon Press; Latour, Bruno; Woolgar, Steve (1987) Laboratory life: The social construction of scientific facts, Beverly Hills: Sage; Lynch, Michael (1985) Art and artifact in laboratory science. A study of shop work and shop talk in a research laboratory, London: Routledge and Kegan Paul; Traweek, Sharon (1988) Beamtimes and Lifetimes: The World of High Energy Physics, Cambridge, MA: Harvard University Press.
[34] Homepage des weltweiten fachlichen Dachverbandes ‚Society for social studies of science': http://www.4sonline.org/ sowie der europäischen Organisation ‚The European Organisation for the study of science and technology': http://www.easst.net/, letzter Zugriff am 20.09.2009.

geliefert hat.[35] Die Konzepte der Laborstudien können und sollen an dieser Stelle nicht ausführlich wiedergegeben werden – es soll jedoch verdeutlicht werden, warum es sich lohnt, diese Perspektive auf eine qualitative Studie zum geisteswissenschaftlichen Alltag zu legen. Dies geschieht besonders aufgrund dreier zentraler Begriffe: das Labor, die Konzentration auf Alltagspraktiken in den Wissenschaften sowie der Akteursstatus der Objekte.

Ziel der Laborstudien war und ist es, wissenschaftliches Wissen in der Entstehung zu verfolgen. Mit diesem Ansatz verwerfen die Laborstudien einen rein wissenschaftssphilosophischen ebenso wie einen lediglich organisationssoziologischenen Zugang zum wissenschaftlichen Wissen. Diese Herangehensweise entwickelte sich aus der Überlegung heraus, dass eine Perspektive, die lediglich auf die Inhalte der Wissenschaften fokussiert dieser letztlich genauso wenig gerecht werden wie eine Perspektive, die Gesellschaft als externen, auf Wissenschaft lediglich einwirkenden Faktor begreife. Stattdessen wird davon ausgegangen, dass wissenschaftliches Wissen im Forschungsalltag entsteht und man diesen daher mikrosoziologisch und in seinen Kontexten untersuchen musste. Zentrale Methoden steuert die Ethnologie bei – man geht also in das wissenschaftliche Labor als fremder Beobachter.[36] Ein wichtiges Stichwort lieferte Bruno Latour als Titel einer maßgeblichen Monografie: „Science in Action“[37]. Kernpunkt dieser Studien sind demnach die konkreten Praktiken der WissenschaftlerInnen im Alltag, die sich als ‚nichts Besonderes’ herausstellten, sondern unter anderem als (zähe) Prozesse des Verhandelns sowohl mit dem Material als auch mit der Scientific Community.

Unter anderem die Beobachtung der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Material führte zu der These, dass die Objekte in der Forschung eine zentrale Rolle spielen – nicht nur als zu behandelnde und zu untersuchende Objekte, sondern auch als aktive Akteure. Die Rede vom Akteurstatus der Objekte, die mittlerweile auch in der Gesellschaftstheorie durchaus kontrovers diskutiert wird,[38] besagt, dass die Materialität der Objekte ihre

[35] Hier ist insbesondere die feministische Technik- und Wissenschaftsforschung zu nennen. Vgl. Star, Susan Leigh (1991) Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions, in: A Sociology of Monsters. Essays on Power, Technology and Domination, hrsg. von John Law, London: Routledge, S. 26-56. Traweek, Sharon (1992) Border Crossings: Narrative Strategies in Science Studies and among Physicists in Tsubuka Science City, Japan, in: Science as Practice and Culture, hrsg. von Andrew Pickering, Chicago: University of Chicago Press, S. 429-465.

[36] Ethnografische Methoden und neuerdings sogar technografische Methoden sind – nicht nur durch die science studies, sondern auch allgemein durch den sogenannten cultural turn – in diesem Sinne mittlerweile Standard in der Soziologie geworden, vgl. Rammert, Werner, Schubert Cornelius (Hrsg.) (2006) Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik, Frankfurt am Main: Campus.

[37] Latour, Bruno (1987) Science in Action. How to follow scientists and engineers through society, Cambridge: Harvard University Press.

[38] Vgl. zum Beispiel im deutschsprachigen Raum den Sammelband: Kneer, Georg; Schroer, Markus; Schüttpelz, Erhard (Hrsg.) (2008) Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eigenschaft ist, mitzuhandeln und Effekte auszulösen. Donna Haraway, eine US-amerikanische Wissenschaftstheoretikerin und Biologin, beschreibt zum Beispiel anhand der Zelle, dass es diese vor der biologischen Beschreibung nicht in dieser Form gegeben habe – das sei der konstruktivistische Anteil der Naturwissenschaften.[39] Andererseits gebe es auch nicht unendlich viele Möglichkeiten, eine Zelle zu beschreiben – die Beschreibung einer Zelle kann einen gewissen Beschreibungsrahmen auch nicht sprengen, was als Akteurstatus der Zelle aufgefasst wird. Diese Objektzentrierung, das Gewicht der Forschungsobjekte und ihre Rolle im Forschungsalltag in den Fokus zu rücken, soll auch in der vorliegenden Studie für die Geisteswissenschaften verfolgt werden.

Das Labor wird in den Laborstudien nicht nur als Ort, sondern auch als ein *Konzept* gefasst, als einen Rahmen, der es WissenschaftlerInnen erlaubt, mit ihren Objekten zu interagieren:

„Das wissenschaftliche Labor ist nicht nur der Ort, an dem Experimente durchgeführt werden. Laboratorien können vielmehr mit der Idee einer Rekonfiguration natürlicher und sozialer Ordnungen und ihrer Relation zueinander verbunden werden, aus der in einer Wissenschaft epistemischer Gewinn erzielt werden kann.“[40]

Das Konzept des Labors öffnet im Zusammenhang dieser Studie somit den Blick einerseits für die Praktiken und das (alltägliche) Handeln der WissenschaftlerInnen, andererseits für die Bibliothek, die immer wieder als Ort und Speicher der Forschungsobjekte bezeichnet wird. Eine Frage, die für Bibliotheken in diesem Zusammenhang von Relevanz sein kann, ist folgende: Die Bibliothek wird immer wieder als das Labor der Geisteswissenschaften bezeichnet.[41] Wenn man nun das Labor nicht nur als Ort fasst, der den Raum und die Geräte zur Verfügung stellt, sondern als Konzept, das durch seine spezifische Konstellation von Objekten und Menschen Forschung überhaupt erst ermöglicht, indem es sowohl Objekte als auch Menschen so zusammenbringt und verändert, dass sie miteinander ‚kommunizieren' können: Was bedeutet das für das Arbeiten der Geisteswissenschaften – und was bedeutet dies für die Bibliothek, wenn sie denn Labor der Geisteswissenschaften sein will?

Die Konzentration der Laborstudien auf die Praktiken stellt einen weiteren zentralen Verbindungspunkt zur vorliegenden Untersuchung dar, da davon ausgegangen werden kann, dass die Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung der Wissenschaft genau an der Unterstützung dieser Praktiken Interesse hat. Wie genau diese Praktiken in den

[39] Haraway, Donna J. (1995) Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. M.,: Campus Verlag, S.190.
[40] Knorr-Cetina, Karin (2002) Wissenskulturen, S. 45.
[41] Zum Beispiel schon 1983 in: Fabian, Bernhard (1983) Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Allerdings steht hier der räumliche Aspekt von Laboren im Vordergrund, insbesondere auch die Archiv- und Speicherfunktion von Bibliotheken. Gerade über diesen Begriff sollte meiner Meinung nach jedoch hinausgegangen werden.

Geisteswissenschaften aussehen und welches Ziel mit ihrer Ausübung verfolgt wird, soll daher untersucht werden. Eine These aus den Laborstudien soll dabei theoretische Unterstützung leisten: Innerhalb des Forschungsalltags finden beständig Prozesse der „Einkulturierung“ und „Verflüssigung“[42] von Forschungsobjekten statt, das heißt Prozesse der Handhabbarmachung und Veränderung von Forschungsobjekten in einem neuen Kontext. Ein Beispiel aus den Naturwissenschaften soll dies verdeutlichen: Eine Maus im Labor ist sowohl in konzeptueller als auch in materieller Hinsicht verändert worden, um sie untersuchbar zu machen – geschieht Ähnliches auch mit den Forschungsobjekten der Geisteswissenschaften? Wie werden die Forschungsobjekte der Geisteswissenschaften zu eigenen Texten, welche Praktiken werden auf sie angewendet und welche durchlaufen sie? In der vorliegenden Studie wird – in Anlehnung an den Konstanzer Soziologen Leon Jesse Wansleben – der Fokus der Laborstudien auf die Mikropraktiken des wissenschaftlichen Alltags der Geisteswissenschaften übertragen und in einem zweiten Schritt gefragt werden, wie diese Praktiken von der Bibliothek unterstützt werden können.[43]

Die ‚Science Wars’ stießen die Debatte um die unterschiedlichen Wissenschaftskulturen der Geistes- und Naturwissenschaften, die auf C.P. Snow zurückgeht, in den 1990er Jahren neu an. Immer wieder wird auf die ‚Zwei Kulturen’ verwiesen und die Unterschiedlichkeit von Geistes- beziehungsweise Naturwissenschaften betont; innerhalb der Wissenschaftssoziologie wird jedoch spätestens seit Wolf Lepenies Hinweis auf die dritte Kultur der Sozialwissenschaften nicht mehr von einer einfachen Zweiteilung ausgegangen, sondern ein komplexeres Verständnis gefordert.[44] Wissenschaftskulturen und Wissenskulturen sind heterogener als es die Rede von den zwei Kulturen nahelegt. Karin Knorr-Cetina zeigt in ihrer Studie „Wissenskulturen“[45] wie unterschiedlich die Alltags- und Wissenskulturen innerhalb naturwissenschaftlicher Fächer entworfen und gelebt sein können; die Annahme einer homogenen Wissenskultur der Geisteswissenschaften wäre demnach ebenso zu kurz gegriffen. Daher kann im Folgenden davon ausgegangen werden, dass mit dieser Studie ein Einblick in die Geschichts- und Literaturwissenschaften als zwei zentralen und langfristig etablierten

[42] Beide Begriffe stammen aus: Wansleben, Leon Jesse (2007) Laborexplorationen. Wansleben nimmt dabei Bezug auf Knorr-Cetina, Karin (2002) Wissenskulturen. Knorr-Cetina beschreibt, dass naturwissenschaftliche „Objekte keine festen Entitäten darstellen, die entweder so, wie sie sind, genommen werden oder sich selbst überlassen bleiben müssen. […] Die Laborpraxis impliziert die Herauslösung dieser Objekte aus ihrer natürlichen Umgebung und ihre Installierung in einem neuen Phänomenfeld, das durch soziale Akteure definiert wird.“ S. 45f. Knorr-Cetina stellt darüber hinaus dar, wie auch die WissenschaftlerInnen durch und in Laboren transformiert werden – diesen Gedanken auch auf die Geisteswissenschaften zu übertragen, würde den Rahmen dieser Studie sprengen, wäre jedoch höchst interessant weiterzuverfolgen.

[43] Wansleben, Leon Jesse (2007) Laborexplorationen; Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken.

[44] Lepenies, Wolf (1985) Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München: Hanser.

[45] Knorr-Cetina, Karin (2002) Wissenskulturen.

Geisteswissenschaften geworfen werden kann. Mit Vergleichen, Unterschieden oder der Übertragbarkeit auf andere Disziplinen, sowohl geisteswissenschaftlichen als auch naturwissenschaftlichen wird sich jedoch zurückgehalten – einerseits um die Rede von den zwei getrennten Wissenskulturen der Natur- und Geisteswissenschaften nicht zu bestärken, andererseits in der Annahme, dass geisteswissenschaftliches Arbeiten individuell und in den verschiedensten Disziplinen in heterogenen Wissenskulturen eingebunden ist.[46] Daran anschließend kann gefragt werden, wie sich eventuell wesentliche Veränderungen in der Arbeitsweise der Geisteswissenschaften auch auf das Verständnis des Wissenschaftlers von seinem Forschungsgegenstand niederschlagen beziehungsweise – anders herum gedacht – ob ein bestimmtes, für das Fach zentrales Verständnis des Gegenstandes nicht eine bestimmte Arbeitsweise erfordert, die sich nur bedingt verändern kann.

[46] Da keine hervorstechenden Unterschiede zwischen den befragten LiteraturwissenschaftlerInnen und HistorikerInnen in der Auswertung aufgetreten sind, wird im folgenden Hauptteil nicht näher zwischen den Disziplinen differenziert werden. Dies muss jedoch eben im obigen Sinne nicht eine Generalisierbarkeit der geisteswissenschaftlichen Arbeitskultur bedeuten, sondern vielmehr dazu auffordern, noch weitere Disziplinen genauer zu untersuchen.

5. Wie wird geisteswissenschaftliches Wissen gemacht? - Hauptteil

„Folgt man dem Laborbegriff, so kann man vermuten, dass nicht allein Verträge und Aufträge, sondern die konkrete Nachbarschaft zu anderen Wissenschaftlern und die Verfügbarkeit einer materiellen Infrastruktur beeinflussen, welche Themen ein Geisteswissenschaftler aufgreift, welche Problemlösungen er zur Verfügung hat und wie er seine eigene Forschung innerhalb einer Wissenschaftskultur positioniert. Es ist diese mikrologische Kontextualisierung auf der Ebene des Alltags – bis hin zu den Gesprächspartnern in der Mittagspause –, die Geisteswissenschaftler an den Raum der Praktiken, das Laboratorium bindet.“[47]

Leon Jesse Wanslebens Gedanke weist auf zentrale Bereiche auch der vorliegenden Studie hin: Die angesprochenen Themen in den Interviews drehen sich im Wesentlichen darum, welche Praktiken, Orte und Materialien in den Geisteswissenschaften auf welche Weisen verwendet werden.

Der Begriff des geisteswissenschaftlichen Labors soll daher als Rahmen gewählt werden, um Prozesse, die im Alltag von GeisteswissenschaftlerInnen ablaufen, verständlicher zu machen. Ein Labor meint in diesem Sinne nicht nur den Ort, an dem Wissenschaft stattfindet. Stattdessen bietet ein Labor als wissenschaftliches ‚setting’ einen räumlichen Rahmen, aber auch einen Rahmen von Inhalten, Akteuren und Objekten. Erst eine bestimmte Konstellation von Menschen, Objekten, Räumen und Zeitfenstern bietet überhaupt erst die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. WissenschaftlerInnen bearbeiten innerhalb bestimmter institutioneller und räumlicher Kontexte mit bestimmten Techniken und Praktiken und mit Hilfe bestimmter Arbeitsmittel Forschungsobjekte und verbreiten über bestimmte Wege und mit bestimmten Hindernissen und Zielen ihre Ergebnisse. Wissenschaft, und auch Geisteswissenschaft, ist also insofern immer etwas Fragiles, ein prekäres Unternehmen, das diffizile Kombinationen und Konstellationen verlangt. Meistens bleiben diese jedoch unausgesprochen und werden nur in Umbruchszeiten oder in finanziell schwierigen Zeiten zur Sprache gebracht. Der Einfluss der Neuen Medien, das Internet und die Möglichkeiten von Informationstechnologien im Allgemeinen stellen für die Geisteswissenschaften eine solche Umbruchszeit dar – so zumindest die These, die hinter dieser Studie steht.

Im Folgenden wird daher dieses ‚geisteswissenschaftliche Labor im Umbruch’ aus der Perspektive der InterviewpartnerInnen vorgestellt werden. Dabei soll in einem ersten Schritt auf die grundlegende Form der Arbeitsorganisation eingegangen werden, die die WissenschaftlerInnen durchgängig betonten: An der Universität wird der Lehr- und Geschäftsbetrieb durchgeführt, geforscht wird hingegen zuhause. Anschließend werden die

[47] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S.60.

Forschungsabläufe vorgestellt, wobei darauf verwiesen wird, dass es keine generalisierbaren Abläufe gibt. Stattdessen überwiegen individuelle Standardisierungen, die einerseits von Habitualisierungen, andererseits von Zufällen und Unsicherheiten geprägt sind. Diese Standardisierungen drücken sich in den Forschungspraktiken aus, die im Anschluss ausführlich dargestellt werden, wie zum Beispiel die Recherche, das Strukturieren, das Lesen, das Exzerpieren, das Schreiben. Die Praktiken werden an Arbeitsmaterialien ausgeführt und greifen mit diesen auf heterogene Weise ineinander: Texte sind dabei sowohl Grundlage als auch Mittel wie auch Produkt des Arbeitsprozesses. Welche Arbeitsmaterialien genutzt werden, wie mit diesen umgegangen wird beziehungsweise wie diese verwaltet werden ist Inhalt des nächsten Kapitels. Ziel des Forschungsablaufs ist die wissenschaftliche Publikation, weswegen im Anschluss das Publikationsverhalten der InterviewpartnerInnen näher dargestellt wird. Um Wissenschaft erfolgreich betreiben zu können, begibt man sich in ein Netzwerk von WissenschaftlerInnen, aber auch von MitarbeiterInnen, SekretärInnen, Studierenden usw. Die Kommunikationsgewohnheiten sind somit anschließend von Interesse. Kommunikation gehört für etliche InterviewpartnerInnen zum universitären Geschäftsbereich, zu dem auch die Lehre zählt, die im darauffolgenden Kapitel vorgestellt wird. Studierende stehen am Beginn der wissenschaftlichen Sozialisation, die InterviewpartnerInnen sind zu einem großen Teil im Prozess ihrer wissenschaftlichen Karriere und setzen sich in diesem Rahmen auch mit ihrer Disziplin sowie mit den Möglichkeiten interdisziplinären Arbeitens auseinander.

In allen Kapiteln wird immer wieder auf die Nutzung der Bibliothek sowie den Umgang mit den Neuen Medien eingegangen. Daher wird am Ende des Hauptteils noch einmal auf diese beiden Bereiche zusammenfassend eingegangen.

5.1 Orte und Zeiten: Organisation des Arbeitsalltags

„Der typische Arbeitsalltag eines Hochschullehrers müsste (…) so aussehen: Nachdem er in seinem Home-Office früh morgens per E-mail ein paar studentische Anfragen beantwortet hat, sieht er auf der Webseite einer Fachzeitschrift schnell die Kommentare zu einem von ihm elektronisch publizierten Artikel durch. Hektisch diskutiert er dann auf der Online-Plattform seiner Disziplin mit Kollegen aus der ganzen Welt über die neuesten Ergebnisse eines afrikanischen Forschungsteams. Es geht hoch her, denn zwei junge Wissenschaftler aus Korea stellen die von ihm vertretenen Ansichten immer wieder in Frage. Um seinen Argumenten Nachdruck zu verleihen, verlinkt er seine Kommentare mit der dezentralen Datenbank seiner Forschungsgruppe. Nach der Mittagspause fordert er auf einer Online-Konferenz finanzielle Unterstützung für seine digitale Universität ein. Am späten Nachmittag füllt er elektronisch das Antragsformular für ein EU-Projekt aus, um sich anschließend offline mit Kollegen seines Instituts zu treffen.“[48]

Diese Textpassage aus einem aktuellen Buch zur Wissensgesellschaft stellte für alle InterviewpartnerInnen den Gesprächseinstieg dar. Auf die Frage, ob sich ihr Arbeitsalltag ähnlich gestalte, antworteten nahezu alle InterviewpartnerInnen ablehnend (I1: Z. 22; I2: Z. 20; I4: Z. 24ff.; I5: Z. 19f.; I6: Z. 28ff.; I7: Z. 23ff.). Diese Ablehnung bezog sich zu einem großen Teil auf die für manche InterviewpartnerInnen nahezu karikierende Beschreibung der onlinebasierten Arbeitsschritte des Beispiels. Alle bestätigten jedoch, den Tag mit E-mails zu beginnen beziehungsweise generell die wichtige Rolle von E-mail-Kommunikation (I1: Z. 45; I2: Z. 21; I3: Z. 33; I4: Z. 19; I5: Z. 19f.; I6: Z. 28; I7: Z. 51ff.; I8: Z. 27ff.). InterviewpartnerIn 1 zog den Vergleich, dass die vielen kleinen Arbeits- und Kommunikationsschritte des Beispiels dem eigenen Arbeitsalltag an der Universität entsprechen würden (I1: Z. 165f.).

Dies führt zu einer zweiten arbeitsorganisatorischen Übereinstimmung bei nahezu allen InterviewpartnerInnen: geforscht wird zuhause (I1: Z. 1066f.; I3: Z. 797; I5: Z. 1152 und 1159; I6: Z. 81 und 281f.; I7: Z. 1482f.; I8: Z. 138f.). An der Universität wird gelehrt (I1: Z. 135f.; I7: Z. 1489; I8: Z. 129), mit Studierenden und MitarbeiterInnen kommuniziert (I1: Z. 135f.; I6: Z. 83, I8: Z. 129 und 141), Verwaltungstätigkeiten und Hochschulpolitisches werden geleistet (I1: Z. 135f.; I4: Z. 56f.; I7: Z. 1489) – kurz: Der Alltag ist ein „Kommen und Gehen“ (I6: Z. 85) und „hektisch und zerstückelt“ (I8: Z. 129). Ständige Unterbrechungen sind damit an der Tagesordnung (I1: Z. 1076; I6: Z. 129). Zuhause hingegen kann man in Ruhe schreiben und daher wird sich zurückgezogen.

48 Thomas, Natascha (2005) Wissenschaft in der digitalen Welt, in: Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens, hrsg. von Michael Schetsche und Kai Lehmann, Bielefeld: transcript, S. 313

Dieses Modell der auch räumlichen „Zweiteilung von Forschung und Lehre“ (I5: Z. 54) beziehungsweise der Trennung von „Privat- und Geschäftsbereich“ (I6: Z. 120) ist zeitlich nicht ganz starr, immer wieder können sich die beiden Bereiche auch vermischen (I2: Z. 949; I4: Z. 91f. und 131). Einen typischen Arbeitsalltag kann es also aufgrund dieser verschiedenen Abläufe nicht geben (I1: Z. 75).

Während des Semesters hält man sich meist an der Universität auf (I1: Z. 1061; I7: Z. 1523f.), lediglich in den Semesterferien oder in Forschungsfreisemestern (I6: 267f.) kann man sich die Zeit zum Schreiben, zur Forschung nehmen. Forschungszeit ist also in der Wahrnehmung der WissenschaftlerInnen immer bedroht (I1: Z. 52f.; I4: Z. 91; I7: Z. 562f.) und es wird (auch) in der Privatzeit geforscht (I4: Z. 722; I6: Z. 116). Auch muss bei vier von acht InterviewpartnerInnen die knappe Zeit noch mit der Familie koordiniert werden, wobei die Aussagen zur Familie zwischen den Geschlechtern gleich verteilt sind (I3: Z. 1311; I4: Z. 87; I5Z. 1262ff.; I6: Z. 125).

Andere Orte, die in den Interviews vorkommen, sind Archive (siehe Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien’) und Tagungen (siehe Kapitel 5.5 ‚Kommunikation’). Als weitere Zeiteinheiten werden die Länge der Forschungsprojekte genannt, die bei Qualifikationsarbeiten oder Editionsvorhaben durchaus mehrere Jahre umspannen können (I1: Z. 507f.; I2: Z. 1713ff.; I7: Z. 176f.), genannt sowie Zeiteinheiten, die bibliotheksbezogene Tätigkeiten wie Fernleihe, Recherchezeit und ähnliches betreffen. Diesen Zeit einzuräumen, scheint akzeptiert zu sein (I3: Z. 1246; I7: Z. 1631) beziehungsweise man ist mit der dafür beanspruchten zeitlichen Dauer zufrieden (I1: Z. 1018ff.).

Geisteswissenschaftliches Arbeiten zeichnet sich damit durch eine Trennung in zwei Arbeitsbereiche aus, die nahezu alle InterviewpartnerInnen beschreiben: Die eigene Forschung wird in Ruhe zuhause betrieben, während an der Universität das ‚Geschäftliche’ und die Lehre überwiegen. Beide Bereiche können ineinander ragen und es ist nicht immer klar zu sagen, inwieweit die Teile des Forschungsablaufs, die Kommunikation erfordern, in die Universität verlagert werden. Im Folgenden werden daher die Abläufe des Bereichs beschrieben, den die WissenschaftlerInnen selbst als Forschung charakterisierten; die Abläufe des Lehr- und Geschäftsbetriebs werden im Kapitel 5.6 ‚Lehren’ dargestellt.

Orte und Zeiten in Kürze:

→ Bei fast allen InterviewpartnerInnen findet eine konsequente Trennung von Universität und Forschung statt: geforscht wird zuhause

→ Forschungszeit ist knapp

5.2 Arbeitspraktiken und Forschungsabläufe

Die befragten GeisteswissenschaftlerInnen strukturieren und organisieren ihre Forschungsabläufe individuell im Sinne eines eigens ‚erfundenen' Vorgehens, was nicht immer bedeutet, auch allein zu arbeiten. Sie koordinieren ihren Alltag zwischen vielerlei parallelen Arbeitsprozessen und ‚jonglieren' mit heterogenen Praktiken – dies kann als erstes Ergebnis festgehalten werden.

Zwei Begriffe aus dem Kontext der wissenschaftssoziologischen Laborstudien sind jedoch wichtig, um zu verstehen, welche alltagskulturellen Prozesse im geisteswissenschaftlichen Arbeiten ablaufen: Zum einen wenden GeisteswissenschaftlerInnen Praktiken der ‚Verflüssigung' an, zum anderen betreiben sie eine ‚Einkulturierung' ihrer Forschungsobjekte.[49] Verflüssigung und Einkulturierung sind zwei Seiten eines ähnlichen Prozesses, der auf dem Weg von der Quelle zur eigenen Publikation durchlaufen werden muss. Verflüssigung bedeutet, sich die Quellen, die Primärtexte ‚flüssig' zu machen: sie so auseinanderzubauen, mit Anmerkungen zu versehen, zu exzerpieren, durcheinander zu würfeln, dass sie für den/die WissenschaftlerIn einen neuen Sinn, eine neue Sichtweise ergeben. Von der Seite des Forschungsobjektes, des Primärtextes aus betrachtet, bedeutet dieser Prozess, ‚einkulturiert' zu werden, das heißt in die jeweilige Wissenschaftskultur hereingeholt und handhabbar gemacht zu werden. Forschungsobjekte werden bearbeitet mittels bestimmter Praktiken – für die Naturwissenschaften im Experimentalaufbau ist das unmittelbar eingängig. In den Geisteswissenschaften laufen analytisch betrachtet ebenfalls diese Prozesse der Einkulturierung und Verflüssigung ab. Sie sind allerdings weniger standardisiert über alle WissenschaftlerInnen hinweg – allerdings höchst standardisiert beziehungsweise habitualisiert auf der Ebene des Einzelnen. Richtet man den Blick daher auf die Mikroebene der Praktiken, individuellen Abläufe und Herangehensweisen an Materialien können Muster festgestellt werden, die zwischen individualisiertem und allgemeinem Standard schwanken.

[49] vgl. Wansleben, Leon Jesse (2007) Laborexplorationen.

5.2.1. Individuelle Standardisierungen und typische Handlungsabläufe

„Ein geschärfter Blick gegenüber Techniken und technischen Objekten in geisteswissenschaftlichen Arbeitsprozessen hat noch einen anderen Vorteil: Er widerlegt den völlig falschen, aber verbreiteten Eindruck in anderen Wissenschaftsbereichen, die Geisteswissenschaften verfügten über keine eigenen elaborierten Verfahren.“[50]

Die Methoden und Objekte der Geisteswissenschaften bieten nicht die Möglichkeit eines bereits vorher standardisierten Versuchsaufbaus – dennoch müssen Praktiken entwickelt werden, die ein Gelingen von Verflüssigung, Einkulturierung und darauf aufbauend das Entstehen des eigenen Textes sicherstellen. Fehlen jedoch diese generellen Standardisierungen, werden – um den eigenen Arbeitsprozess organisieren und fachlich akzeptierte Texte liefern zu können – individuelle Habitualisierungen und (in einem weichen Sinne) Standardisierungen entwickelt. Nur mit der Entwicklung solcher habitualisierter Praktiken kann ein Geisteswissenschaftler seine Forschungsobjekte und -projekte ‚bewältigen’, nur so kann er den einen Text – seine Quelle, seinen Roman, sein Primärmaterial - in einen anderen Text ‚verwandeln’. GeisteswissenschaftlerInnen sind also darauf angewiesen im Laufe des Studiums und während der Promotion ebensolche Habitualisierungen zu entwickeln und sie für sich selbst zu standardisieren. Nahezu alle InterviewpartnerInnen beschrieben solche Prozesse in ihrem Arbeitsablauf. Eine Interviewpartnerin sprach gar von einem „Rezept“ (I8: Z. 963-977):

> H: auf Mind-Maps äh:m sonst is', glaub' ich, dieser dieser D- Drei-Schritt oder wieviel Schritte es war'n, das ist, hat, ein ganz wichtiger Prozess für mich, wo viel passiert. Also, der ist irgendwie, glaub' ich, der hat sich dann so einge- also es fast so, dass ich weiß, das ist ein Rezept, das funktioniert. Und ich weiß, wenn ich mir die Zeit nehme, dass weil dass ist einfach 'ne Zeitfrage, hab' ich die Zeit, um wirklich alle diese Schritte in der, mit genügend Ruhe durchzugehen, dann weiß ich, am Ende hab' ich ein gutes Produkt. Wenn ich einfach losschreib', dann fühl' ich mich die ganze Zeit unsicher, mach' ich aber auch, wenn ich muss und dann wird der Aufsatz, hab' ich aber dann am Ende immer, das merkt man dem Text vielleicht nicht an, aber ich fühl' mich mit dem Text dann nicht so gut. Ähm aber, wenn ich das gemacht hab', dann hab' ich wirklich so dieses so, ein sehr gutes Gefühl ähm das ist was anderes bei bei, weiß ich noch bei der Dissertation irgendwann, wenn ein größeres Gerüst steht, da musste man das nicht immer wieder machen. Da konnte man so kleine Unterschritte machen. Und wenn ich so ganz neu in ein Thema reingeh:', dann würd' ich immer noch so vorgehen. Mhm

Keineswegs können diese Habitualisierungen jedoch über alle hinweg generalisiert werden. Obwohl sich einige strukturelle Gemeinsamkeiten beziehungsweise Foki feststellen lassen, kann es DEN Arbeitsablauf der Geisteswissenschaften nicht geben (I1: Z. 538-562):

> A: Aber, ((räuspert sich)) gut dadurch, dass- die Literaturwissenschaft ist halt relativ wenig standardisierbar. Es läuft halt-, kommt halt immer noch – unausrottbar - das ist

[50] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S. 68.

auch gut so finde ich – ( ) äh:m, auf so hermeneutische Grundoperationen wie lesen, verstehen, analysieren und- vor allem Texten an. Dann bringt man ob man will oder nicht immer ein gewisses Maß an Voreinstellung halt mit

I: mhm

A: äh:m so da::ss es höchst unwahrscheinlich ist, dass die Fragestellung die man-, selbst wenn die Fragestellung von jemandem anderem auch bearbeitet würde, käme nie-, fast nie ((lachend)) käme eigentlich nie das gleiche Ergebnis raus.

I: mhm

A: Insofern kann man sich relativ wenig weg nehmen. Also es ist nicht so das man Sorge haben muss, während der- wenn man an der (Habil) schreibt, „oh ein anderer hat das Thema auch, damit ist deins eigentlich im Prinzip gegessen."

I: mhm

A: äh:m das ist so unwahrscheinlich – ä:h dass da was passiert, - h::m und das liegt glaube ich schon an dem eigenen-, (also) an dem Typus des - äh:m, an dem Wissenschaftstypus Literaturwissenschaft, der da halt, weil er kein-, ohne statistisches Material arbeitet, mit relativ wenig Generalisierungs:::möglichkeiten h::m #00:22:38-8#

Diejenigen InterviewpartnerInnen, die detailliert beschrieben, wie sie im Forschungsprozess in der Regel Schritt für Schritt vorgehen (6 von 8 InterviewpartnerInnen), beschreiben einerseits Prozesse der Verflüssigung, andererseits der Einkulturierung anderer Texte.

Dabei kann man zwei Phasen des Vorgehens feststellen, die in den meisten Interviews beschrieben worden sind; diese können jedoch sehr individuell gestaltet werden und ineinander fließen. InterviewpartnerIn 7 schildert diese explizit (I7: Z. 1395 – 1414):

G: Ja ja. Also ähm - ähm ja, ich weiß (ja) also, es gibt sozusagen zwei also die die der eine die äh eine äh Art, sich irgendwie mit Sachen auseinanderzusetzen ist tatsächlich irgendwie, was zu le:sen, zu versuchen, die Sachen zu verstehen und sich dann irgendwie dazu Notizen zu machen oder, was weiß ich, kleine Zeichnungen oder irgendwie 00:46:21-4

I: Ja 00:46:21-8

G: so Geschichten. Ähm aber viel denke ich auch im Schreibprozess also ähm das heißt ich äh ähm - - les' irgendwas, exzerpier' was, sch- schreib' irgendwelche Sachen hin und - mach' fabrizier' erstmal 'nen Text 00:46:34-8

I: Mhm 00:46:35-4

G: - und dann les' ich den durch und merke, dass es irgendwie alles Quatsch is' oder supertoll und äh 00:46:40-8

I: Mhm ja mhm 00:46:41-4

G: aber also viel is' wirklich so so so so denken beim Schreiben 00:46:45-7

In der ersten Phase sind primär die Recherche, das Lesen, das Exzerpieren und das Ordnen der Materialien verortet. Als Beginn der Arbeit wurde die Idee aus und die Arbeit am Primärmaterial (I1: Z. 459f.; I5: Z. 107), den literarischen Texten oder der Quellen, sowie die Recherche und Beschaffung von Literatur (I3: Z. 140f.; I5: Z. 108ff.; I7: Z. 1631ff.; I8: Z. 392ff.) beschrieben, wobei bei einigen InterviewpartnerInnen Recherche und erste Sondierung des Primärmaterials nur schwer voneinander zu trennen sind (I3: Z. 160ff.). Man kann sagen, dass hier ein aktives Auseinandersetzen mit den gefundenen Materialien stattfindet, quasi ein nach außen gerichteter Kommunikationsprozess mit den Materialien und Forschungsobjekten. Die Materialien werden in dieser Phase gefunden, verflüssigt und einkulturiert, dabei wird sich aktiv mit ihnen auseinandergesetzt, gewissermaßen mit ihnen kommuniziert. Es wird quergelesen (I5: Z. 316; I8: Z. 1207), ein System gefunden (I3: Z. 141), gekritzelt (I2: Z. 683), gemalt und vernetzt (I3: Z. 208), notiert (I3: Z. 207f; I7: Z. 1398), das Feld sondiert (I5: Z. 332; I7: Z. 1208), Material aussortiert (I5: Z. 316), recherchiert, rumgespielt (I8: Z. 401) und ähnliches. Dabei wird sowohl zwischen Primär- und Sekundärmaterial als auch zwischen unsystematischem und individuell diszipliniertem Arbeiten gewechselt, wobei sich gerade hier die Arbeitsweisen sehr individuell voneinander unterscheiden können. Auffällig ist auch, wie zwischen Praktiken am Computer und handschriftlichem Arbeiten gewechselt wird. Nahezu alle InterviewpartnerInnen verwenden für ihre Notizen, Exzerpte und Ordnungen sowohl den Computer als auch Papier und Bleistift (zum Beispiel I4: Z. 1051ff.; I5: Z. 1005; I8: Z. 532ff.). Viele dieser Praktiken der ersten Phase dienen der Verflüssigung des Materials, andere – wie das Erstellen einer eigenen Ordnung und das Neuordnen der Textstellen – können als Einkulturierung bezeichnet werden. Dabei werden Momente der Auseinandersetzung mit dem Material beschrieben (siehe oben), aber auch der Distanzierung, des Rückzugs vom Material (I5: Z. 429ff.).

Außer einer Ausnahme (I6) schreiben alle InterviewpartnerInnen ihre Texte am Computer und bezeichnen diese Phase als weiteres wichtiges Auseinandersetzen mit dem Material, das nicht ein ‚Runterschreiben' von fertigen Argumentationen darstellt, sondern ein weiterer aktiver, diesmal jedoch nach innen gerichteter Kommunikationsprozess mit dem Material beziehungsweise mit dem eigenen entstehenden Text ist (siehe Kapitel 5.2.2.7 ‚Schreiben'). Der Rückzug, der zum Schreiben benötigt wird, zeigt an, dass es während des Schreibens notwendig ist, mit dem eigenen Text in Kommunikation, in Auseinandersetzung zu treten. Viele InterviewpartnerInnen betonen, dass während des Schreibens noch einmal Verschiebungen der vorher gefundenen Ordnung stattfinden (I1: Z. 527f.; I3: Z. 610ff.; I4:, Z. 1068; I7: Z. 1414). 4 von 6 InterviewpartnerInnen beschreiben zudem, dass während des

Schreibens noch einmal ein erneutes Recherchieren notwendig sein kann (I1: Z. 527; I3: Z. 610ff.; I4: Z. 1513ff.), InterviewpartnerIn 8 spricht in dieser Hinsicht davon, dass das Forschungsmaterial an sich und der eigene entstehende Text eine neue Recherche verlange (I8: Z. 1217ff.):

> H: **Ja,** also, wenn, es gibt ja dann beim Schreiben diese andere Phase, die ja auch so spannend ist ähm - wenn der Text, die ja auch vollkommen getrennt ist, von der Recherche eigentlich, dieser, wenn dieser Text entsteht, wenn wenn's dann mein Text ist und ich damit was mach' und so und da:, das hat ich vorhin schonmal erwähnt, da gibt's natürlich 'nen Moment, wo plötzlich was ganz anderes wichtig wird und so kann die Recherche vielleicht auch nicht abgeschlossen sein, weil ich dann (bringt's) der Text macht Sachen selber mit mir, glaub' ich manchmal, als Schreiberin, wo man von mir verlangt, guck' doch nochmal da hin, haste vorher nicht gedacht. Und das sind natürlich spannende Momente a- a- ja aber mit dem eigentlichen Schreiben fang' ich halt meist nicht an, bevor ich nicht, zu dem wovon ich eigentlich denke, <<lachend>> worum's geht, alles nachgeguckt hab' ü- über die Kanäle, die ich jetzt nutz'. Also ja genau, (das wär dann so'n Moment) 00:49:40-4

Beispielhaft für individuelle, über die Zeit hinweg etablierte Standardisierungen sollen im Folgenden vier Arbeitsabläufe skizziert werden, die auf die Frage nach dem konkreten Vorgehen bei der Entwicklung eines Artikels oder eines größeren Forschungsprojekts wie der Dissertation beziehungsweise Habilitation beschrieben wurden. Alle InterviewpartnerInnen beschrieben individuell standardisierte Forschungsabläufe, bei den vier vorgestellten werden diese – gerade auch in ihrer Verschiedenheit – besonders deutlich.

InterviewpartnerIn 1 beginnt die Arbeit mit den Primärquellen, den literarischen Texten. Aus diesen wird eine Fragestellung entwickelt und anschließend in der Forschungsliteratur überprüft, ob zu diesem Thema schon etwas publiziert wurde. Aufgrund der hohen Individualität in den Methoden und der theoretischen Perspektive, mit denen an einen Text herangegangen werden kann, findet sich jedoch nur selten eine Publikation, die sich genau decken würde. Anschließend wird recherchiert und wechselweise in den Primär- und den Sekundärmaterialien gearbeitet. Dabei werden aus den Materialien Textstellen und Hinweise in ein währenddessen entstehendes Dokument übernommen, das zugleich vorläufiges Inhaltsverzeichnis als auch geordnete Materialsammlung darstellt. Tritt hierbei ein Sättigungsgefühl ein, wird mit dem Schreiben begonnen, indem an der geordneten Materialsammlung ‚entlang geschrieben' wird, wobei natürlich auch hier gesprungen werden kann.

InterviewpartnerIn 4 bearbeitet in erster Linie archivalische Quellen; am Beginn der Arbeit stehen daher Archivreisen, in denen die Quellen gesichtet und als Kopie oder auf Mikrofilm gesammelt werden. Diese Quellen abzuschreiben und zu lesen stellt den Großteil der anschließenden Arbeit dar. Die abgeschriebenen Quellen werden anschließend ausgedruckt

und gelesen sowie handschriftlich in Stichworten zusammengefasst. Auch Sekundärmaterialien werden exzerpiert und diese Exzerpte wiederum gelesen. Aus Stichworten und Exzerpten entsteht ein erster handschriftlicher Textentwurf. Daraufhin wird am Computer der eigene Text geschrieben, zu dem man die jeweils passenden (Quellen-) Exzerpte hinzuzieht. Auch während des Schreibens kann noch einmal recherchiert werden, da der entstehende Text und die untersuchten Materialien neue Literatur erfordern können (I4: Z. 1039-1048):

> D: (also) - und schreib dann halt ein Text daraus, also aus aus den - Notizen, die ich mir dann aus meinen Notizen - gemacht hab, ä:h - und ich (mein) im Prinzip ist es so, dass man - also << sucht nach Formulierung>> man liest die Sachen - m:an exzerpiert - ä:h man liest dann nochmal - die Exzerpte - durch, beziehungsweise (man) man sucht die sich halt zusammen, wenn man so - Unterkapitel schreibt, dass ma:n dass man halt ( ) was man braucht äh:m (und) liest sich das nochmal durch, die ganze:n - Exzerpte und macht sich Stichworte - ä:h u n d dann setzt man sich an den Computer und schreibt - und dan:n versucht man halt - das, was man sich dann vorher so zurecht zurechtgelegt hat im Kopf - und stichwortartig aufgeschrieben hat (halt) zu nem - ä:h einigermaßen - konzisen Text zusammen:zufügen. 00:36:59-0

InterviewpartnerIn 7 beginnt die Arbeit – wenn möglich, das heißt, wenn die Zeit ausreicht – mit einer längeren Recherchephase, währenddessen alles gefundene Material und entstehende Ideen in eine Materialdatei notiert werden. Diese Materialdatei wird auch nach dem intensiven Rechercheblock zu Beginn weiter gefüllt. Gelesen wird am effektivsten mit Papier und Bleistift, da so Notizen an den Rand geschrieben werden können. Anschließend werden die gelesenen Texte in die entstehende und geordnete Materialdatei exzerpiert; die Ordnung entsteht also während des Sammelns, Lesens und Exzerpierens. Während des anschließenden Schreibprozesses werden die betreffenden Stellen jeweils aus der Materialdatei in ein neues Artikeldokument kopiert und dort Schritt für Schritt in einen Text verwandelt. So bleiben Artikel und Materialsammlung voneinander getrennt und können doch miteinander verbunden werden. Während des Schreibens verschiebt sich noch einmal vieles; InterviewpartnerIn 8 beschreibt dies als zwei Arten, sich mit dem Material auseinanderzusetzen: lesen, Notizen machen, exzerpieren, neu ordnen und verstehen im einen Schritt, denken im Schreiben im anderen Schritt.

InterviewpartnerIn 8 beschreibt ebenfalls zu Beginn einer Arbeit einen Rechercheblock, der jedoch explizit nicht als ‚braves Recherchieren' nach System verstanden wird, sondern als kreativer Prozess, der wie ein Brainstorming funktioniere. Dabei wird mit Ideen und gefundenen Texten ‚rumgespielt', Texte sehr gründlich gesammelt und quergelesen. Dieser Prozess halte an an bis man den Eindruck habe, das Feld sei sondiert. Währenddessen wird begonnen, per Copy-Paste zu exzerpieren. Diese Exzerpte werden ausgedruckt und neu geordnet; dieser Punkt im Arbeitsprozess wird als sehr komplex beschrieben, der es erfordere,

dass man ‚es in der Hand hat' und Anmerkungen und Stichworte an den Rand notieren kann. Anschließend wird ein neues Textdokument angelegt, in dem die exzerpierten Textstellen nun thematisch geordnet werden können. Dieses wird wiederum ausgedruckt, um an ihm entlang zu schreiben. Das Schreiben wird als vollkommen getrennt von der ersten Phase dargestellt, allerdings kann das Material während des Schreibens eine erneute Recherche verlangen. Wird dieser Ablauf eingehalten – was an Zeitmangel scheitern kann – kann davon ausgegangen werden, dass ein guter eigener Text entsteht (I8: Z. 520-542):

> H: Ja, dann les' ich am Bildschirm - weil ich mich schäm' soviel auszudrucken, weil ich dann sehr viel hab', mit der Form - ich würd' des, glaub' ich, gern ausgedruckt haben, weil's eigentlich sehr anstrengend ist ähm un- und ich glaub' auch, d- B-, ich ich schwör' immer, die Brille kommt daher, <<lachend>> (dass ich das mach'). Aber äh:m - ja, ich les' am Bildschirm viel, ich äh: - nutz' die ( ) um die Sachen zu verwalten ähm: meistens geht ja, sagen wir mal, wir ham PDF-Dokumente, mach' ich mir Text-Fragmente raus, mache mir ein Word-Dokument, in die ich die reinsetzte, das ich dann unter dem Namen abspeicher', um es irgendwie, um diese große Masse in 'n:e kleinere Masse zu verwandeln, das druck' ich dann aus. 00:18:41-7
>
> I: Ah ja, okay, mhm mhm 00:18:42-7
>
> H: Äh:m und dann is', kommt bei mir so 'ne Phase, die ähm wirklich, die eigentlich, also wenn, ich freu' mich jedenf- , wenn's e'n was sehr komplexes i- is', dann muss ich's irgendwie anfassen, das heißt, dann fang' ich an, mir neben, auf dem Word-Dokument daneben Stichworte zu schreiben, die ich sonst an meine eigenen Stichworte, meine eigenen Schlagworte - eventuell sogar zu zerschneiden:, irgendwie so zusammenzulegen, dass des passt. Das wär' aber so, das is' nur, also das is' in extremen Fällen, wenn ich wirklich glaub', sonst pack' ich's g'rad nicht, dass in meinem Kopf zusammenzukriegen. Aber an- sa- sagen wir mal der Fall bleibt, wir wir ham weiter die DIN A 4-Seiten, mit den Stichworten und dann käm der nächste, je nachdem, sagen wir mal (Air-Komplex), dass ich dann ein nächstes Word-Dokument öffnen würde und thematisch die Sachen da rein sortieren würde, also nach den Stichworten, das wieder ausdrucken und dann den Aufsatz schreiben. 00:19:34-1

Forschungsabläufe in Kürze:

→ Verflüssigung eines Forschungsobjekts bedeutet, es so auseinanderzunehmen, dass es handhabbar für die eigene Forschungsfrage ist; Einkulturierung eines Forschungsobjektes bedeutet, es in das eigene Denken, die eigene Wissenskultur hereinzuholen.

→ Forschungsabläufe folgen individuell gefundenen Mustern und dienen in einem ersten Schritt der Verflüssigung und Einkulturierung von Materialien, in einem zweiten Schritt der Produktion und Publikation eines eigenen Textes

→ Viele Forschungsabläufe teilen sich grob in zwei Phasen, die allerdings immer wieder ineinander verschwimmen

5.2.2. Praktiken – Das alltägliche Tun in der geisteswissenschaftlichen Forschung

„In der Analyse der lokal-spezifischen Praxis tritt die ‚materiale' Kultur der Wissenschaft in den Vordergrund: Die Ideen gewinnen an Substanz, an die Stelle der ‚großen Einzelnen' treten ‚die Vielen', und unterschiedlich gestaltete Orte wissenschaftlichen Arbeitens ersetzen die Stätte des Geistes. Sammeln und Ordnen, Übersetzen und Kommentieren, Kritisieren und Interpretieren, die grundlegenden Formen geschichtswissenschaftlichen Arbeitens hatten ihren Ort auch in anderen Häusern des Wissens als der Universität und erfuhren ihre Aneignung von weitaus mehr Akteuren, als es zunächst scheinen mag. […] Es ist daher nicht nur nach den einzelnen wissenschaftlichen Praktiken zu fragen, sondern die Gemengelage zu sondieren, in der sich Wissenschaft entfaltete. In dem Geflecht ihrer interdependenten Beziehungen, den Ökonomien ihres Austauschs und ihrer unterschiedlichen Bedeutung für die Produktion und Legitimation wissenschaftlichen Wissens vollzogen sich die Dynamiken der Erkenntnisse und die Metamorphosen ihrer Gegenstände."[51]

Philipp Müller beschreibt, wie geschichtswissenschaftliche Arbeitspraktiken ineinander greifen, sich mit Orten, Materialien und Akteuren verbinden, so dass das Arbeiten von HistorikerInnen letztendlich eine Gemengelage ist. Das folgende Verfahren, aus diesem Gemenge einzelne Praktiken herauszufiltern und zu beschreiben, muss also in einem breiteren Kontext betrachtet werden. Keine der beschriebenen Praktiken geschieht in einem linearen Arbeitsverlauf für sich; wie oben bereits thematisiert, greifen die einzelnen Praktiken permanent und in einem fragilen, aber durchaus individuell standardisierten Verfahren ineinander. Verknüpft sind sie dabei auch mit Räumen, Materialien, zeitlichen Strukturierungen und anderen AkteurInnen. Dementsprechend ist mit Wansleben daher auch nicht von einer „Subjekt-Text-plus-Kontext-Konstellation" [52] zu sprechen, also einer Konstellation, die die Praktiken lediglich als Bearbeitungsschritte konzeptualisieren würde, sondern der Blick auf „polykontextuelle Praktiken zu verlagern" [53]. Dies bedeutet, die Perspektive weniger auf das wissenschaftliche Subjekt zu richten als auf die „Interaktion der Geisteswissenschaftler mit Artefakten, Texten, Arbeitsgeräten und technischen Hilfsmitteln, eingebunden in Projekt- und Institutsstrukturen sowie lokale Umstände"[54]. In Bezug auf die Interviews bedeutet dies, dass die Arbeitsweise und der Alltag zwar über Subjekte erfasst worden sind, darüber hinaus jedoch im nun vorliegenden Textmaterial Strukturen, Zufälligkeiten und Zusammenhänge von Praktiken mit anderen Bereichen geisteswissenschaftlichen Arbeitens in ihrer Vielschichtigkeit erfasst werden können.

[51] Müller, Philipp (2004) Geschichte machen. Überlegungen zu lokalspezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht, in: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag, Nr. 12, Köln: Böhlau, S. 432f.
[52] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S.57.
[53] ebd.
[54] ebd.

Deutlich wird dabei auch, dass das so schwer beschreibbare ‚geisteswissenschaftliche Denken' in Praktiken eingelagert ist, die wiederum in heterogenen und wechselnden Kontexten verankert sind –‚Thinking in Action' kann damit in seiner Materialität präziser beschreibbar gemacht werden. Denken ist darum in den Interviews die Praktik, die am schwersten beschrieben werden kann (I2: Z.147-149):

> B: genau, also ä:h de:r ä:h es ist nicht nicht - nicht die gesamte Entwicklungsarbeit ist am Text. Vieles ist schlichtweg im Kopf. Das kann ich nicht v::iel näher (jetzt) formulieren 00:07:16-5

Eventuell zeigt sich dies nicht zuletzt deswegen so, weil Denken auch in die verschiedenen, voneinander abhängigen polykontextuellen Praktiken eingelagert ist. Im Folgenden sollen in diesem Sinne einzelne Praktiken herausgegriffen und beschrieben werden, damit der einzelne Schritt nicht von einer allzu komplexen und auch unübersichtlichen Gemengelage überdeckt wird. Denn letztendlich bestehen auch hier Möglichkeiten und Aspekte für Bibliotheken, eigene Dienstleistungen in Bezug auf geisteswissenschaftliche Arbeitspraktiken zu überprüfen und neu zu entwickeln.

An Praktiken, die im Forschungsalltag ausgeführt werden und über nahezu alle Interviews hinweg reichen, sind zu nennen: Recherche, Literatur aussortieren, Lesen, Exzerpieren, Strukturieren und Schreiben. Einige dieser Techniken werden tendenziell parallel ausgeführt, wie zum Beispiel Recherchieren, Lesen, ein System finden und Literatur aussortieren. Ob diese Praktiken in streng voneinander getrennten Phasen oder in sich ständig wiederholenden Zirkeln ablaufen ist ebenfalls unterschiedlich, wobei nahezu niemand lediglich einem dieser beiden Pole zuneigte. Für welche Praktik sich wie viel und wann Zeit genommen wird, hängt also eng mit der individuellen Habitualisierung und Standardisierung zusammen.

Am ausführlichsten besprochen wurden Recherchetechniken. Das Suchen von Literatur wird von den WissenschaftlerInnen als Technik am deutlichsten expliziert. Lesen und Schreiben sind mit Sicherheit die beiden Praktiken, die ebenfalls häufig angesprochen werden und die mehrfach als ‚Kern der wissenschaftlichen Arbeit' genannt werden. Viele der anderen Praktiken sind zwar ähnlich standardisiert oder sogar stärker standardisiert, werden aber weniger explizit formuliert. Deutlich zeigt sich damit das ‚Verschwinden' der Praktiken in der expliziten Wahrnehmung der WissenschaftlerInnen während der Interviewführung. Das konkrete alltägliche Vorgehen erscheint als eher uninteressant; holt man es sich jedoch aktiv ins Bewusstsein, kann es meist sehr präzise angegeben werden. Dies stützt die Annahme der individuellen Standardisierung. Trotzdem muss an dieser Stelle angenommen werden, dass es weitere Praktiken gibt, die aufgrund der Erhebungsmethode Interview nicht ermittelt werden

konnten, da sie im Bewusstsein der WissenschaftlerInnen nicht explizit wahrgenommen werden. Hier wäre ein ethnografischer, beobachtender Zugang für eine Weiterführung der Studie sinnvoll. Denkprozesse werden aufgrund ihrer schwereren Fassbarkeit wenig thematisiert; es kann jedoch angenommen werden, dass sämtliche Praktiken zusammengenommen einen Vorgang abbilden, der insgesamt – analog zu Latours „Science in Action“[55] – als ‚Thinking in Action' benannt werden kann. Ähnlich dem Verschwinden der naturwissenschaftlichen Praktiken auf dem Weg zum Forschungsbericht kann auch in den Geisteswissenschaften von einem ‚gefühlten Verschwinden' der vielfältigen Praktiken und Techniken vom Forschungsobjekt hin zum eigenen Text gesprochen werden. Beispiele dafür sind das Exzerpieren und Strukturieren, das zwischen und parallel zum Lesen und Schreiben stattfindet. Beide Techniken folgen individuellen Standardisierungen, die gleichzeitig immer wieder von ‚kontrolliertem Chaos' unterbrochen werden: rummalen, skizzieren und ähnliches sollen das untersuchte Thema, den analysierten Text auseinandernehmen und befremden, quasi mit neuen Ideen füllen. In dieser Phase finden die stärksten Prozesse der Einkulturierung und Verflüssigung von Texten statt. Praktiken, die nur von einzelnen InterviewpartnerInnen genannt werden und daher nicht näher ausgeführt werden, sind das inhaltliche Planen von Texten sowie das Analysieren von Texten, wobei letzteres stark in den Prozessen von Exzerpieren und Lesen verankert zu sein scheint.

Praktiken in Kürze:

→ Die verschiedenen Praktiken greifen ineinander und laufen nicht linear ab

→ Recherche, Aussortieren von gefundener Literatur, Strukturieren, Lesen und Exzerpieren finden parallel und mit sich verschiebender Intensität zwischen den Praktiken statt.

→ Lesen und Schreiben wird als Kern der eigentlichen Arbeit begriffen; hierfür ist Rückzug erforderlich

[55] Latour, Bruno (1987) Science in Action.

5.2.2.1. Recherche

InterviewpartnerIn 8 spricht von einem kreativen Prozess zu Beginn eines neuen Projekts, zu dem die Recherche gehöre (I8: Z. 396-402):

> H: schon relativer großer Rechercheblock, der sowas ähnliches ist wie Brainstorming auch. Also, - - vielleicht also, ich glaub', häufig, weil, wenn ich Aufsätze schreib' - Thema, ich brauch' relativ lang in so 'ner Vorphase, wo ich so rumsuch' und des is' aber, fühlt sich jetzt nicht so an wie so so brav alles recherchieren zu dem Thema, was da ist, sondern ich, des fühlt sich eher an wie so'n kreativer Prozess. Also, ich mach' dann relativ viel ähm Notizen in Word-Dokumente rein und spiel' damit irgendwie rum, also das is 'ne sehr lange Phase.

Recherchieren ist diejenige Praktik, die in den Interviews am ausführlichsten besprochen wurde. Wiederkehrende Themen waren dabei der Beginn der Suche und die Suchinstrumente sowie die Integration der Recherche in den gesamten Arbeitsprozess.

Von der gezielten Recherche unterschieden werden kann das alltägliche ‚Sich-auf-dem-Laufenden-halten'. Dies geschieht permanent nebenher, zum Beispiel durch elektronische Informationsdienste wie H-Soz-u-Kult oder durch Gespräche mit Kollegen und auf Tagungen (I2: Z. 972f.; siehe auch Kapitel 5.5 ‚Kommunikation'); in den Fällen, in denen durch H-Soz-u-Kult elektronische Hilfsmittel wie Zeitschrifteninhaltsverzeichnisse bereitgestellt werden, wird auch auf diese zugegriffen (Zum Gebrauch von H-Soz-u-Kult siehe auch Kapitel 5.11 ‚Neue Medien'; I1: Z. 295ff.; I2: Z. 775; I4: Z. 514ff.; I6: Z. 527f; I7). Es ist allerdings durchaus so, dass – wenn der elektronische Service nicht gegeben ist – die Zeitschriftenauslagen in regelmäßigen Abständen durchgearbeitet werden (I2: Z. 1002; I6: Z. 511ff.).

Begonnen wird der Rechercheprozess recht unterschiedlich: Die meisten WissenschaftlerInnen, denen Hilfskräfte zur Verfügung stehen, beauftragen diese zu Beginn eines Projektes mit Suchaufträgen (I5: Z. 106ff.; I6: Z. 57; I7: Z. 1705ff.).[56] Immer wieder wurde jedoch auch die Schwierigkeit thematisiert, dass zu weite Suchaufträge auch zu Problemen führen können (I5: Z. 215f.; I6: Z. 542), dennoch werden schwierige oder langwierige Suchaufträge an Hilfskräfte abgegeben (I1: Z. 948f.).

[56] Interessanterweise widerspricht dies der in der Literatur häufig festgehaltenen These, dass geisteswissenschaftliches Recherchieren nur schwer zu delegieren sei. Die Begründung dafür ist zum Beispiel, dass die direkte Interaktion mit dem Forschungsmaterial fundamental im Forschungsprozess sei. Vgl. Zum Beispiel Watson-Boone, Rebecca (1994) The Information Needs and Habits of Humanities Scholars, in: Reference Quarterly, Jg 34, H.2, S. 212. Dem soll an dieser Stelle nicht widersprochen werden. Stattdessen kann eventuell davon ausgegangen werden, dass einzelne Arbeitspraktiken aus dem Prozess der Auseinandersetzung ausgelagert werden können, falls wichtige Funktionen wie die Auseinandersetzung mit dem Material in andere Praktiken wie Aussortieren, Material sichten usw. verlagert werden.

Wird selbst mit der Recherche begonnen, sind die Anfangspunkte sehr unterschiedlich: Schneeballprinzip (I4: Z. 1377f.), Fachdatenbanken (I3: Z. 1148), verschiedene Opacs (I2: Z. 703 und 1109ff.; I3: Z. 1152), JSTOR (I8: 410ff.), die eigene Endnote-Datenbank (I2: Z. 812f.) und mehr.

Bibliographische Fachdatenbanken wie MLA und Historical Abstracts und weitere werden als Suchinstrumente von den meisten InterviewpartnerInnen genutzt (I1: Z. 849ff.; I2: Z. 1090ff.; I3: Z. 67 und 1041; I4: Z. 1410ff.; I5: Z. 127; I6: Z. 553; I7: Z. 959ff.); ebenso, allerdings in geringerem Umfang, werden Volltextdatenbanken wie JSTOR und Project Muse zur Suche verwendet (I2: Z. 1177; I6: Z. 535f.; I7: Z. 996; I8: Z. 412 und 506).[57] Generell werden nur wenig Probleme in Bezug auf Fachdatenbanken genannt (I1: Z. 944), eines der Probleme ist jedoch die als schwierig wahrgenommene Architektur der Seiten (I7: Z. 972-988):

> G: Äh:m - äh ich hab' das Gefühl, dass ich irgendwie nicht vernünftig also mir ist das schon häufiger passiert, dass ich dann nach irgendwelchen schrägen Sachen gesucht habe, die im Endeffekt, wo ich dann 'ne Mail gekriegt hab' von der Bibliothek ja wieso, ham wir doch da: und dann wurde mir irgendwie so ein obskurer Link 00:34:34-2
>
> I: ((lacht)) 00:34:35-1
>
> G: geschickt irgendwie ähm wo ich mich irgendwie hätte ewig durchklicken müssen, um 00:34:38-7
>
> I: Ja ja 00:34:38-7
>
> G: überhaupt darauf zu sto:ßen. Also die sozusagen die die nn die M- Möglichkeit irgendwie von 'ner von 'ner zumindest 'ner 'ner 'ner freien Titelrecherche irgendwie, di:e dann diese verschiedenen äh ähm Databases irgendwie abdeckt, das wär' vielleicht schon ganz gut. Wobei gut, wenn man dann weiß, wo man konkret hin will, nich'? 00:34:56-3

Die Recherche unterscheidet sich auch je nach disziplinärem Vorhandensein von gedruckten oder elektronischen Zeitschriften. Die meisten InterviewpartnerInnen beschrieben, dass es noch kaum rein elektronische geisteswissenschaftliche Zeitschriften gebe (I1: Z. 260; I2: Z. 45; I4: Z. 321; I5: Z. 25; I6: Z. 407); allerdings erwähnen mindestens zwei InterviewpartnerInnen Volltextdatenbanken als entscheidend (I7: Z. 996; I8: Z. 430-448):

> H: Aber es is', ich find' des einfach also des is' wirklich das, was, wo ich des beides die digitalen Datenbanken, weiß ich noch als die neu waren für mich, das Gefühl hatte, meine wissenschaftliche mh: so die Qualität meiner Arbeit nimmt unglaublich zu. Dadurch dass ich plötzlich wirklich weiß, was ist der aktuelle Stand der Debatte und wenn vorher die klassische Bibliotheksrecherche mit Hard-Cover-Books ging ja immer nur rückwärts und auch nach Schlagworten ähm - u- und naja, dann hab' ich

[57] Wie notwendig eine international und mehrsprachig angelegte Recherche ist, hängt vom eigenen Fachzuschnitt und vom Thema ab (I1: Z. 260ff.; I8: Z. 435f.).

> halt viel zu Land A gearbeitet, das heißt die meisten deutschen Bibliotheken, jedenfalls da, wo ich gearbeitet hab', hatten nicht viel. Das war'n immer nur Glückstreffer, dass man mal was hatte. Und als dann ähm diese Datenbanken war'n, zuerst hatt' ich die in Land A genutzt und hatte da e'n Passwort von da, das noch gültig war. Das hat wirklich, ich weiß nicht, irgendwie vi- also wirklich hundert Prozent einfach die Qualität dessen, was ich machen konnte, gesteigert, weil Zugang zu Land A <<lachend>> Zeitschriften zu meinem Thema in digitaler Form und dann noch verschlagw- also mit Stichwortsuche, war der Wahnsinn und das Gleiche hab' ich jetzt nochmal mit mit Google-Books eigentlich auch, weil ja in Büchern nochmal andere, jedenfalls geisteswissenschaftlichen Büchern nochmal andere, anderes Wissen auch angeboten w:ird als in den Zeitschriften. - Ich genieß' des seh:r. Also so so fang' ich erstmal an und bei mir kommt dann die Bibliothek echt jetzt also die klassische Bibliotheksrecherche rückt immer weiter nach hinten.

Ansonsten sind vielfältige andere Suchwege ein wichtiger Prozess, um das Feld zu sondieren und qualitativ bewertete Hinweise zu bekommen: Schneeballsystem (I1: Z. 904f.; I2: Z. 1437; I3: Z. 163; I4: Z. 1367; I5: Z. 186; I7: 1623; I8: 486), verschiedene Opacs (I2: Z. 703 und 1109ff.; I3: Z. 1047; I7: Z. 1540; I8: 1240)[58], das Fernleihportal des BSZ (I3: Z. 1052), Regalbrowser der Bibliothek der Universität Konstanz (I7: Z. 1539; I8: Z. 1242), Tipps von KollegInnen (I3: Z. 1195), Hinweise aus Fachzeitschriften (siehe oben), Hinweise aus Online-Rezensionsorganen (I2: Z. 712 und 775 beziehungsweise siehe oben), Zeitschriftenbibliographie (I7: Z. 995), googlebooks (I8: Z. 418ff.), direkte Suche auf bekannten Homepages, zum Beispiel mit digitalisierten historischen Quellen (I7: Z. 926ff.) oder Institutshomepages (I2: Z. 705). Eigene Notizen, Zufallsfunde und Emails werden ebenfalls genannt, allerdings gekoppelt mit dem Problem der systematisierten Aufbewahrung solcher Notizen (I7: Z. 1651ff.). Selten werden gedruckte Fachbibliographien genannt und auch in diesen Fällen werden sie nahezu nicht verwendet und eher der Vollständigkeit wegen benannt (I2: Z. 1041; I3: Z. 1069ff.). Datenbanken auf CD-Roms werden nahezu nicht genannt; im einzigen Fall werden sie als zu umständlich beschrieben (I2: 1069ff.).

Das Internet wird meist nur für einen groben Überblick (I4: Z. 1364f. und Z. 1705), eine schnelle Definitionssuche (I3: Z. 70), bei sehr aktuellen Themen, die auch in der öffentlichen Diskussion vorkommen (I1: Z. 878ff.) oder wenn über Personen, zum Beispiel für eine Vortragseinladung, recherchiert werden muss (I4: Z. 101f.), verwendet (Zum Verhältnis zu googlebooks siehe Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien'). Positiv hervorgehoben wurde, dass durch eine Internetrecherche auf OpenAccess-Titel gestoßen wurde, die man ansonsten nicht gefunden hätte und die hilfreich waren (I3: Z. 1223; I8: Z. 418ff.), sowie Wikipedia-Bilder (I7: Z. 1017ff.). In Bezug auf Studierende wurde die weit verbreitete Suche bei Wikipedia und im

[58] I8: Z. 1238-1242: H: Also es ist inzwischen so, ich weiß nicht, früher sahen Opacs, die sahen irgendwie aus wie Opac. Und jetzt des Ding ist so schön glatt und digitalisiert, dann - - also ja, was ich da gerne nutz', is' ähm, des R- ja, ich guck' da auf jeden Fall nach. Also meistens such ich e'n Titel und mach' ich gern so'n ähm <<lachend>> Regalbrowsen. ((lacht)) 00:50:16-1

Internet im Allgemeinen in nahezu jedem Interview angesprochen (siehe Kapitel 5.6 ‚Lehren').

Viele der InterviewpartnerInnen nutzen also bibliographische Suchinstrumente wie den OPAC und Fachdatenbanken; gleichzeitig kann man durchaus sagen, dass die Suche nach Volltexten und digitalisierten Quellen zunimmt und teilweise sogar einen Großteil der Recherche ausmacht.

Generell wird von allen InterviewpartnerInnen genannt, dass irgendwann zu Beginn eines Forschungsprojekts recherchiert wird, wobei spätere Recherchephasen ebenfalls immer wiederkehren. Diese Gewohnheiten können sich individuell auch je nach Größe des Projekts (Artikel, Dissertation) ändern. Praktiken, die gleichzeitig mit der Recherche stattfinden, sind Lesen, Aussortieren, sich Notizen machen, ein System finden und ähnliches (I2: Z. 937f.; I3: Z. 137; I5: Z. 182f.; I8: 1206ff.). Tendenziell getrennt vom Recherchieren ist das Schreiben (I1: Z. 92 und Z. 497; I7: Z. 1395f.), wobei auch dies nicht eindeutig ist (I1: Z. 512f.; I4: Z. 1497f.). InterviewpartnerIn 2 beschreibt ausführlich die Verschränktheit von Suche und Einlesen als Lern- und Suchphase (I2: Z. 1062f.). Die Recherche stellt sich demnach als eine der vielfältigsten Praktiken im Arbeitsprozess dar (I4: Z. 1399-1401):

> D: aber e:s es sind halt so vielfäl:l- ä:h vielfältige Recherche:möglichkeiten und meistens wenn (es) man halt di:e diese fünf sechs - Wege und Formen ä:h nimmt, dann ist ma:n - ist man meistens schon relativ gut informiert über den Stand - der Dinge 00:50:10-5

Allerdings wird von InterviewpartnerIn 7 beschrieben, dass man sich nur schwer neue Recherchemöglichkeiten aneigne, da es so viele verschiedene bereits gebe und man leicht die Übersicht verliert (I7: Z. 1886ff.). Nicht zuletzt deswegen sei eine gute Beratung in Recherchedingen wichtig.

Als Teil des Forschungsprozesses wird sich für die Recherche Zeit genommen (I7: Z. 1702ff.), die teilweise in der Länge vom Zeitdruck begrenzt wird (I7: Z. 1633) und in der Tiefe selbst begrenzt werden muss (I3: Z. 1241-1248):

> C: doch, also anfangs geh ich dann schon so daran, dass ich mir denke das da:s ist jetzt ne neue Phase und daf- das braucht jetzt auch Zeit 00:42:03-4
>
> I: mhm 00:42:06-4
>
> C: (3sek) ä h m - klar wenns dann zu lange ((lachend)) dauert, dann dann merk ich schon, ich muss jetzt einfach mal n Schluss:strich ziehen und - mich mit dem, was ich habe auseinandersetzen, beziehungsweise - 00:42:22-0

Auch ein individuelles Sättigungsgefühl kann den vorläufigen Schlusspunkt der Recherche bedeuten (I1: Z. 612 und 908; I8: Z. 1201f.). Bei Qualifikationsarbeiten, die über Jahre hinweg angelegt sind, kann der Prozess des Materialsichtens nach Aussage von InterviewpartnerIn 1 auch ein bis zwei Jahre andauern und umfasst weitaus mehr als reine Recherche (I1: Z. 722). Auch in der Schreibphase muss man sich bei größeren Projekten noch weiterhin auf dem Laufenden halten (I1: Z. 527). Wird interdisziplinär recherchiert, kann dies durchaus oberflächlicher geschehen (siehe Kapitel 5.8 ‚Interdisziplinarität'); hierbei äußern die InterviewpartnerInnen einen geringeren Vollständigkeitsanspruch an sich selbst (I1: Z. 1526ff.).

Als Gefahren beziehungsweise Probleme werden beim Recherchieren auf das mögliche Verzetteln (I3: Z. 1178ff.) und den „Informations-Overkill" hingewiesen, den immer neue Recherchemöglichkeiten bieten, die die Grenze zur Unübersichtlichkeit überschreiten (I7: Z. 1844-1866):

> G: und jetzt, was weiß ich, wieviel äh ähm Gigabyte habe ähm also, das is' das is' natürlich toll, dass das so funktioniert. Und das spielt auch 'ne ganz große Rolle. Äh:m - dann äh dann natürlich auch im Hinblick auf Recherchemöglichkeiten irgendwie übers Internet also vor allem, wenn's darum geht, irgendwie nich'? Also äh online, an irgendwelche alten Quellen ranzukommen, die man sich runterladen muss, wo dann, was einfach die Zeiten verkürzt und so ähm und inwiefern da also j- gut wie wie wie das weitergeht, is' 'ne gute Frage, also, ich glaub' schon, dass äh:m -es natürlich geht, kann man wahrscheinlich davon ausgehen, dass es noch leichter wird, noch größere Datenmengen, noch schneller zu verarbeiten ähm inwiefern das allerdings also sozusagen, an welchem Punkt das dann noch für mich fruchtbar ist oder nicht, is' so 'ne so 'ne andere Sache, aber ähm in der Tat ist das natürlich jetzt irgendwie so ein ausgelutschter Hinweis, aber irgendwie gibt's schon so ein Informations-Overkill. 01:01:56-5
>
> I: Mh 01:01:56-6
>
> G: Also ähm ich hab' zum Beispiel auch 'ne ganze Reihe von so ähm ähm ( ) Digi-Digi-Bib ähm CD:'S, äh:m äh die ich eigentlich so auf'm Rechner habe, aber die ich im Grunde genommen dann doch nicht benutze 01:02:11-9
>
> I: Ja 01:02:12-0
>
> G: Dann geh' ich dann doch wieder an die Bücher zurück irgendwie.

InterviewpartnerIn 1 beschreibt, dass die Informationsflut auch bereits beim ‚Auf-dem-Laufenden-bleiben' ein Problem darstellt (I1: Z. 338f.). An Arbeitsmaterialien sind Bilder besonders schwer zu recherchieren, eine gute Bilddatenbank für GeisteswissenschaftlerInnen wird vermisst (I7: Z. 1001ff. und 1067-1095):

> G: so so richtig vernünftige, systematische Bild- ähm suchmaschinen irgendwie w- also vielleicht kenn' ich die auch einfach noch nicht 00:37:28-5

I: Mhm 00:37:28-9

G: Äh:m äh:m also ähm sowas, das das wüßt' ich eigentlich nicht. Und wie gesagt, sonst Google-Bildersuche, aber das kann manchmal ziemlich lang werden 00:37:37-4

I: Ja ja ja 00:37:38-4

G: bis man dann auf die entsprechenden Sachen stößt und das is' ja. Also ich ich weiß nicht, (hat) ob (für) die Bibliothek so was hat 00:37:44-1

I: Nee ee <<verneinend>> 00:37:45-0

G: ähm ähm also das das 00:37:46-7

I: Ja 00:37:46-7

G: das wär' glaub' ich was was, vielleicht auch generell für Geisteswissenschaftler - was man sich vielleicht 00:37:52-3

I: Mhm 00:37:52-3

G: überlegen kann 00:37:52-9

I: Mhm mhm 00:37:52-9

G: ob man sowas - sowas mal macht. 00:37:55-1

Wo recherchiert wird unterscheidet sich ebenfalls. Da jedoch nur in zwei Interviews auf den Ort des Recherchierens hingewiesen wird (I3: Z. 867f.; I7: Z. 1664f.), kann davon ausgegangen werden, dass der Ort der Recherche für diese Tätigkeit keine besondere Rolle spielt. Die Recherche vom Arbeitsplatz aus wird teilweise auch durch einen eher unspezifischen Gang in die Bibliothek ergänzt, gerade in Konstanz wird in diesem Sinne die systematische Freihandaufstellung genutzt (I1: Z. 1733f.; I2: Z. 944 und 1138; I4: Z. 1230ff.).

Recherche in Kürze:

→ Recherchewege sind heterogen und vielfältig: bibliotheksbezogene Recherchewege sind zentral, Schneeballsystem und Internet allerdings auch wichtig

→ Die Recherche ist eher nicht systematisch, nimmt durchaus Zeit ein, findet parallel zu anderen Praktiken statt und ist nie ganz abgeschlossen

→ Recherchiert wird selbst und von MitarbeiterInnen beziehungsweise studentischen Hilfskräften

5.2.2.2. Aussortieren

Nahe bei der Technik des Recherchierens liegt die Praktik ‚Aussortieren': gefundene und beschaffte Literatur durchzuschauen und zu bewerten, ob sie für die eigene Forschung oder Lehre sinnvoll ist (I1: Z. 1.38; I3: Z. 1178; I5: Z. 314ff.). Meist wird dieser Tätigkeitsschritt nur in Nebensätzen kurz erwähnt; in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen scheint er demnach keine größere Rolle zu spielen. Nichtsdestotrotz kommt er in zumindest drei Interviews explizit als Technik vor, gefundenes Material zu reduzieren. Zu vermuten ist, dass während dieses Schrittes auch schon weitere Strukturierungs- und Ordnungsprozesse ablaufen, da er laut InterviewpartnerIn 5 zum ‚Feldsondieren' gehört (I5: Z. 329-225):

> E: ne, der entsteht nicht <<überlegt>> ((atmet aus)) weiss nicht ob der daraus entsteht, sondern das sind so die Feldmarkierungen 00:10:16-6
>
> I: ja 00:10:16-6
>
> E: also da weiß man dann überhaupt erstmal - auf wen bezieht man sich, von wem grenzt man sich ab 00:10:22-4

InterviewpartnerIn 1 bezeichnet die Praktik des Aussortierens als ‚Verdichten' des Materials (I1: Z. 609f.). Diese Praktik muss als eigene Habitualisierung auch erst erlernt werden und inhaltliche Kriterien müssen entwickelt werden (I5: Z. 270); dazu spielen praktische Kriterien wie Sprachkenntnisse oder Verfügbarkeit ebenfalls eine Rolle (I2: Z. 1385ff.). Auch braucht man Routine (I5: Z. 221ff.), wenn man das Material anhand des Originaltextes oder anhand von Titellisten aussortiert (I3: Z. 1266; I5). Aussortieren geschieht während des Rechercheprozesses nahezu ständig; bei WissenschaftlerInnen, für die Hilfskräfte recherchieren, wechseln sich explizite Phasen des Aussortierens und Fokussierens des Rechercheauftrages mit denen des Wartens auf Titellisten ab (I5: Z. 117 und 314f.).

Aussortieren in Kürze:

→ Aussortiert wird, um das Material zu verdichten

5.2.2.3. Lesen

Lesen gehört zu den Praktiken, die häufig angesprochen wurden und mehrfach als ‚Kern der wissenschaftlichen Arbeit' genannt wurden (I6: Z. 112) (I5: Z. 439-440):

> E: die die Schiene, die fehlte, also das find ich eben auch ganz wichtig, die eigene Lektüre. Das ist ja eigentlich auch die Leistung von Literaturwissenschaftlern. 00:13:19-7

Zu vermuten ist, dass Lesen, da es zum eigenen Forschungsbereich gehört, in konzentrierter Form meist am Ort der Forschung, also in den meisten Fällen zuhause, stattfindet (I6: Z. 112). In Bezug auf Lesen wird beschrieben, wie am liebsten gelesen wird: mit dem gedruckten Text in der Hand, sich Notizen machend und Textstellen anstreichend (I1: Z. 607f.; I7: Z. 1292f.). Bevorzugt wird also nach wie vor der gedruckte Text, häufig auch das Buch (I1: Z. 186ff.; I7: Z. 1108; siehe Kapitel 5.2 ‚Arbeitsmaterialien'). Die Techniken des Lesens, die mehr darstellen als ein Aufnehmen des Textinhaltes, das heißt die Techniken, die den Text einkulturieren und verflüssigen, scheinen von den meisten InterviewpartnerInnen nicht am Bildschirm umsetzbar zu sein. Anmerkungen, Anstreichungen, Zettel am Buchrand und ähnliche Techniken stellen die Möglichkeit späterer Arbeitsschritte, zum Beispiel sinnvoller Exzerpte (I7: Z. 1299ff.), her. Diese Lesetechnik muss erst erlernt werden, wie im Kapitel 5.6 ‚Lehren' beschrieben wird.[59] Auch WissenschaftlerInnen, die am Bildschirm lesen und arbeiten, nennen Lesen von gedruckten Texten als beste und effektivste Variante.
Am Bildschirm gelesen wird dementsprechend ungern (I1: Z. 241; I6: Z. 486) (I3: Z. 655-657):

> C: also wenns ausm Onlinebuch ist, oder - aus ner Onlinezeitschrift, dann druck ichs auf jeden Fall. Ich kann das nicht - einfach nur am am Bildsch:i:r:m - lesen und da auch für mich verarbeiten, da:s geht irgendwie nicht -

Einige InterviewpartnerInnen gehen ‚Zugeständnisse' ein und lesen wenige Seiten am Bildschirm (I1: Z. 1048; I3: Z. 99) oder probieren sogar zunehmend ganze Aufsätze am Bildschirm zu lesen (I7: Z. 1117; I8: Z. 520ff.). Allerdings macht dies niemand routinemäßig und es bleibt in der eigenen Wahrnehmung ein ‚schlechteres' Lesen als das Lesen mit dem gedruckten Text (I7: Z. 1299-1330):

> G: Äh:m ähm das ist sozusagen, das ist eigentlich der für mich angenehmste Weg. Also wirklich die Sachen, irgendwie in der Hand zu haben und 'nen Bleistift und und das dann durchzugeh'n und in Ruhe zu lesen, das is' irgendwie auch 'ne andere Art irgendwie mit 'nem Text umzugeh:n als den Text neben dem Computer z- liegen zu

[59] Maria E. Glaser beschreibt die historische Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Lesetechnik in ihrem Aufsatz: Glaser, Maria (2004) Kommentar und Bildung: Zur Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft, in: Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich, hrsg. von Markus Arnold und Roland Fischer, Wien: Turia und Kant, S. 127-164.

haben, was ich aber manchmal auch mache 00:43:54-5

I: Mhm ja mhm 00:43:54-5

G: Äh:m **Oder** sogar äh:m dann irgendwie ich hab' da irgendwie 'nen zweiten Bildschirm auf dem einen irgendwie das PDF und auf dem anderen dann meine Datei und dann kann man ja manchmal auch Sachen direkt irgendwie rauskopieren, das ist dann ein bisschen einfacher, aber dann so irgendwie so, Sachen direkt abzuschreiben ähm eigentlich ist ja der effektivste Weg für mich, glaub' ich, immer die Sachen erst in Ruhe mit dem Bleistift zu lesen 00:44:13-9

I: Mhm 00:44:14-1

G: sie dann in Ruhe zu exzerpieren, weil das sozusagen unterschiedliche äh äh Filterstufen sind. Wenn ich irgendwie direkt e'n e'n Text irgendwie auf dem einen Schirm habe und auf dem anderen irgendwie die Datei, dann äh sind am Ende meine Dateien eigentlich meis:tens zu lang 00:44:27-1

I: Mhm mhm 00:44:27-2

G: also äh:m dann dann e:s fällt mir leichter irgendwie 'nen Text, den ich normal in der Hand habe und lese und den Bleistift ähm mich dann wirklich zu konzentrieren auf bestimmte Sachen, die mir wichtig sind, als wenn ich immer dieses pa-, weil man man liest dann ja anders, nich? 00:44:40-3

I: Ja ja 00:44:40-3

G: man man liest immer hier und dann tippt man und dann liest man wieder und auf diese Weise, is' man irgendwie zu detailversessen oder so 00:44:46-1

Neben dem konzentrierten Arbeiten am Text werden noch weitere Lesepraktiken genannt wie Querlesen, das während der Recherche stattfindet (I1: Z. 905f.; I5: Z. 314; I8: Z. 1206f.), Quellen in alter Handschrift lesen (I4: Z. 714f) und Korrekturlesen (I1:Z. 1329; I2: Z. 942; I4: Z. 1071). An parallel stattfindenden Techniken werden Recherchieren und Strukturieren genannt (I3: Z. 159). Lesen gehört damit in der Ordnung von I7 zur ersten Forschungsphase, während Schreiben zur zweiten gehört. Wichtige Denkprozesse finden während beider zentralen Techniken statt.

Lesen in Kürze:

→ Lesen ist aktives Lesen

→ die effektivste Art zu lesen ist, mit dem Bleistift in der Hand einen gedruckten Text vor sich zu haben; niemand bevorzugt Lesen am Bildschirm

5.2.2.4. Exzerpieren

Aus dem gelesenen Material das zu entnehmen, was relevant für die jeweilige Forschungsfrage ist, wird im Folgenden als die Praktik ‚Exzerpieren' vorgestellt. Exzerpieren und aktives Lesen fließen ineinander (I1: Z. 241), allerdings beschreibt InterviewpartnerIn 7 unterschiedliche Filterstufen, die man bei diesen Praktiken durchlaufe (I7: Z. 1135-1342):

> G: Mh das is' manchmal nich' so gut. Aber man kann das natürlich in unterschiedlichen Arbeitsschritten machen. Man liest es erst mit Bleistift und im nächsten Schritt guckt man sich dann die Sachen nochmal durch, die man angestrichen hat 00:44:55-9
>
> I: Ja 00:44:56-1
>
> G: und filtert dann da: wiederum die wichtigen Sachen raus äh: und die baut man dann eben entsprechend (irgendwo ein) <<sehr leise und undeutlich >> 00:45:02-3

Deutlich ist also, dass Exzerpieren nicht nur das einfache Übernehmen von Textstellen ist, sondern ein aktiver, auswählender Prozess, in dem Texte in das eigene Forschungsgebiet einkulturiert werden. Drei InterviewpartnerInnen beschreiben explizit, dass sie in zwei Schritten aktiv lesen und exzerpieren (I1: Z. 1150ff.; I4: 1036ff.; I7: Z. 1299ff.) Diese Distanzierung vom Text ist notwendig, wie es InterviewpartnerIn 5 beschreibt (I5: Z. 419-425):

> E: also das ist dann einerseits toll, so viel dazu zu finden - aber dann gehts ja im zweiten Schritt dadrum - wieder ne Distanz dazu zu finden, seinen eigenen Standpunkt zu finden, weil es ist <<sehr stark betont>> nicht so, dass daraus mein Text entsteht, also es ist nicht so: man exzerpiert und dan:n baut man n Text drumrum, sondern das sind ja eher - Anregungen ä h ((atmet aus)) - ja, es unterfüttert das ganze, aber die eigene Idee, die muss man ja ‚grade in den Geisteswissenschaften, find ich sehr im Schreibprozess - dann selber entwickeln. 00:12:42-3

Festzuhalten bleibt also, dass Primär- und Sekundärtexte einerseits einkulturiert, andererseits auch wieder distanziert werden müssen, um zum eigenen Text zu finden.

Drei InterviewpartnerInnen beschreiben, dass die Exzerpte meist direkt am thematisch passenden Ort abgespeichert werden und damit gleichzeitig ein Sortierungsprozess stattfindet (I1: Z. 1190f.; I5: Z. 377; I7: Z. 1351ff.). Die Exzerpte werden technisch meistens am Computer angefertigt (I1: Z. 1152; I5: Z. 383), teilweise werden auch handschriftliche Notizen gemacht, die allerdings später wiederum in den Computer eingegeben werden (I3: Z. 205f. und 683f.; I4: Z. 1036ff.). InterviewpartnerIn 7 beschreibt an dieser Stelle ebenfalls die individuelle, aber fragile Standardisierung (I7: Z. 1246-1259):

> G: sehr viel Gutes gehört habe. Äh:m, wo man natürlich dann auch, also, wenn man Bücher exzerpiert oder irgendwas, die Sachen gleich in (Zitavi) eingeben muss und

nicht in 'ne normale Word-Datei 00:42:18-7

I: Ja ja 00:42:19-3

G: und das is', weiß nich', das is' glaub' ich, so 'ne so 'ne Umstellung zwischen zwei Programmen, die, die mich irgendwie äh: - äh äh irgendwie, glaub' ich äh emotional überfordert 00:42:32-4

I: ((lacht)) 00:42:33-0

G: <<lachend>> also jetzt jetzt plötzlich irgendwie an so 'ner an 'ner ganz anderen Oberfläche zu arbeiten und so weiter, also 00:42:37-4

Exzerpieren in Kürze:

→ Exzerpieren kulturiert die Materialien ein, zum Beispiel durch neue Ordnungen der Textstellen

5.2.2.5 Strukturieren

Den eigenen entstehenden Text zu strukturieren, indem man die verflüssigten Texte neu strukturiert, ist eine Praktik, die zwischen Lese- und Schreibprozessen steht und in beide hineinragt. Sie hängt eng mit der Ideenentwicklung, dem Lesen und dem Exzerpieren zusammen und beinhaltet auch kreative Praktiken des „Rumstreichens“ (I3: Z. 370), „Rummalens“ (I5: Z. 1038ff.), „Rumspielens“ (I8: Z. 402), „Skizzierens“ (I3: Z. 205ff.), „Systemfindens“ (I3: Z. 140), „Clusterns“ (I5: Z. 1174ff.; I3: Z. 205-216)

C: So:: Clustersystem am Besten oder - eben ich hab so n (3sek) wie so n Tagebuch halt, da wo ich einfach handschriftlich ((lacht)) fast einfach nur Bleistift schreibe und - ((lachend)) male und vernetze und ähm da eigentlich so äh so versuche so so es (is::) ja, so Grundgerüste zu erstellen, die ich dann am PC - in Form von nem Text versuche auszuarbeiten (3sek) 00:08:18-4

I: o.k, ja - ähm, aber das machen Sie handschriftlich und-? 00:08:24-4

C: ja also erst eben handschriftlich, aber das sind meistens Sk:izzen, also ich schreib auch mal vollständige Sätze auf, aber das ist ((lachend)) dann (nie ein) Text sondern eher so spiegelstrichmäßig und ähm das Ausarbeiten das mach ich dann eigentlich nur a:m PC. 00:08:43-5

Visualisierungen, wie zum Beispiel „kleine Zeichnungen“ (I7: Z. 1398) sind bei diesen Praktiken demnach nicht selten wichtig, wie InterviewpartnerIn 2 dies anhand von „Kritzeleien“ beschreibt (I2: Z. 683-697):

> B: da war eben wenn ich sage Diskussion heisst das eben auch viel - Kritzeleien 00:25:42-1
>
> I: mhm mhm 00:25:42-1
>
> B: wenn ma:n freundlich ist, nennt man das Mindmaps aber äh:m (ich nicht) 00:25:42-7
>
> I: ((lacht)) 00:25:42-7
>
> B: Wenn ich eher allein arbeite, is:t ist in der Phase auch Papier und Bleistift ziemlich wichtig. Also äh:m wichtiger als in anderen Phasen. 00:25:52-4
>
> I: mhm 00:25:52-4
>
> B: ja - je früher dest:o - eher Papier und Bleistift 00:25:57-5

InterviewpartnerIn 8 erläutert ähnliches am Beispiel des Mindmappings (I8: Z. 951-959):

> H: Nee nee ,da is' es also, nee nee nee, das sind das sind Prozesse, die muss ich ähm nee aber auch nicht auf so gro- riesengroß, hab' ich früher mal gemacht irgendwie, jetzt sind's eher so - ich kann Ihnen einen ganzen Aufsatz auch vorher irgendwie schon komplett mappen, also es gibt eher, eher sind so Momente, wo ich n:achdenk' wie was passt, das ist bei mir dann sehr visuell. Wenn ich Studierende in der Sprechstunde hab' und wir über Probleme, irgendwas in der Arbeit r:eden, mal' ich mal' ich viel auch, also Bilder, von irgendwelchen Diagrammen und so. Das sind so, wenn ich so versuch', so 'ne Struktur von 'nem Text zu verstehen, dann muss ich die also dann mal' ich, Sachen 00:36:43-7

In diesem Sinne gehören Praktiken des Strukturierens eher an den Beginn eines Forschungsprojekts; allerdings werden auch Ordnungsprozesse oder Neustrukturierungsprozesse während des Schreibens thematisiert (I1: Z. 497; I3: Z. 594f.). Lediglich InterviewpartnerIn 6 stellt einen vorläufigen inhaltlichen Plan als im Wesentlichen feststehend dar (I6: Z. 249f.). Elaborierte Strukturierungspraktiken sind meist im Bereich der Neuordnung von Exzerpten und Ideen anzutreffen, also zwischen Lesen und Exzerpieren sowie Schreiben (I1: Z. 695ff.; I4: Z. 1051ff.; I6: Z. 707ff.; I7: Z. 1355ff.), wie sie Interviewpartnerin 8 beschreibt (I8: Z. 532-543):

> H: Äh:m und dann is', kommt bei mir so 'ne Phase, die ähm wirklich, die eigentlich, also wenn, ich freu' mich jedenf- , wenn's e'n was sehr komplexes i- is', dann muss ich's irgendwie anfassen, das heißt, dann fang' ich an, mir neben, auf dem Word-Dokument daneben Stichworte zu schreiben, die ich sonst an meine eigenen Stichworte, meine eigenen Schlagworte - eventuell sogar zu zerschneiden:, irgendwie so zusammenzulegen, dass des passt. Das wär' aber so, das is' nur, also das is' in extremen Fällen, wenn ich wirklich glaub', sonst pack' ich's g'rad nicht, dass in meinem Kopf zusammenzukriegen. Aber an- sa- sagen wir mal der Fall bleibt, wir wir ham weiter die DIN A 4-Seiten, mit den Stichworten und dann käm der nächste, je nachdem, sagen wir mal (Air-Komplex), dass ich dann ein nächstes Word-Dokument öffnen würde und thematisch die Sachen da rein sortieren würde, also nach den Stichworten, das wieder ausdrucken und dann den Aufsatz schreiben. 00:19:34-1

Strukturierung kann, je nach Projekt, eine eher nach außen gerichtete, kommunikative Praktik sein (I2: Z. 110f.) oder aber den Rückzug erfordern (I2: Z. 150; I5: Z. 1000ff.).

Strukturieren in Kürze:

→ Strukturieren ist vielfältig und findet teilweise am Papier, teilweise am Rechner statt

→ Strukturieren dient der Verflüssigung der Materialien

5.2.2.6 Schreiben

In Bezug auf den Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger schreibt Leon Jesse Wansleben:

„Es heißt zum Beispiel, dass Schreibprozesse nicht als direkte Übersetzungen von Geist in fertige Texte, sondern als komplexe Versuchsanordnungen mit vielen Zwischenschritten betrachtet werden. […] Diese Versuchsanordnungen im geisteswissenschaftlichen Schreiben involvieren verschiedene Materialisierungsformen, in denen Erkenntnisobjekte sukzessive in Publikationen transformiert werden.“[60]

Wie die vorangegangenen Abschnitte zeigen, sind diese Versuchsanordnungen als komplizierte, fragile, aber individuell standardisierte Praktiken entschlüsselbar, die zwar nicht linear aufeinander folgen, aber dennoch auf das „eigentliche Begehren“ (I1: Z. 84; I6: Z. 114) der Geisteswissenschaften zulaufen: das Schreiben. Schreiben wird von einigen InterviewpartnerInnen als der Kern wissenschaftlicher Forschung verstanden; es ist also weitaus mehr als die Verschriftlichung von Forschungsergebnissen.

In Bezug auf die Praktik Schreiben werden der Charakter des Schreibens, der notwendige Rückzug und die Technik des Schreibens thematisiert. Außerdem werden das gemeinsame Schreiben mit KollegInnen (siehe Kapitel 5.5 ‚Kommunikation’) sowie die Fokussierung auf Artikel oder Monografien (siehe Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien’) besprochen. Die Gefahr des Plagiarismus wird im Kapitel 5.6 ‚Lehren’ beschrieben, da dieses Thema meist in Bezug auf Studierende genannt wird. Plagiarismus unter WissenschaftlerInnen wird wenig thematisiert (I1: Z. 1437ff.; I5: Z. 893ff. und 956) und scheint daher kein dominantes Thema in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen zu sein.

Zum Schreiben wird sich zurückgezogen, meist findet das Schreiben wissenschaftlicher Texte in den Semesterferien oder zuhause statt (I1: Z. 89ff.; I2: Z. 1640; I3: Z. 619; I6: Z. 199; I7: Z.

[60] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S. 64f.

1498; siehe Kapitel 5.1 ‚Orte und Zeiten'). Geschrieben wird in der Regel am Computer, wie drei InterviewpartnerInnen explizit thematisieren (I1: Z. 732f.; I3: Z. 215; I7: Z. 1365ff.); lediglich InterviewpartnerIn 6 schreibt Teile der wissenschaftlichen Texte von Hand und diktiert sie anschließend (I6: Z. 49f.).

Der Schreibprozess stellt die wesentliche Phase der Entstehung des ‚eigentlichen' Produkts, des wissenschaftlichen Textes dar; während des Schreibens kann sich daher noch einmal viel verändern (I1: Z. 497f.; I4: Z. 1513ff.; I8: Z. 402f.), können daher noch einmal neue Ideen auftauchen, zu denen recherchiert werden muss (I8: Z. 1217-1227)

> H: **Ja,** also, wenn, es gibt ja dann beim Schreiben diese andere Phase, die ja auch so spannend ist ähm - wenn der Text, die ja auch vollkommen getrennt ist, von der Recherche eigentlich, dieser, wenn dieser Text entsteht, wenn wenn's dann mein Text ist und ich damit was mach' und so und da:, das hat ich vorhin schonmal erwähnt, da gibt's natürlich 'nen Moment, wo plötzlich was ganz anderes wichtig wird und so kann die Recherche vielleicht auch nicht abgeschlossen sein, weil ich dann (bringt's) der Text macht Sachen selber mit mir, glaub' ich manchmal, als Schreiberin, wo man von mir verlangt, guck' doch nochmal da hin, haste vorher nicht gedacht. Und das sind natürlich spannende Momente a- a- ja aber mit dem eigentlichen Schreiben fang' ich halt meist nicht an, bevor ich nicht, zu dem wovon ich eigentlich denke, <<lachend>> worum's geht, alles nachgeguckt hab' ü- über die Kanäle, die ich jetzt nutz'.

der Text oder die Perspektive können sich noch einmal verschieben (I4: Z. 1526-1538),

> Da müsste man schon vorher schon eigentlich schon wissen, was man dann schreibt 00:54:22-5
>
> I: mhm 00:54:22-5
>
> D: also was man - alles - w:issen muss, um dann den Text - zu schreiben (und) - also meine Erfahrung ist eher, dass äh die meisten - Fragen und Leerstellen erst kommen, wenn man den Text schreibt 00:54:37-7
>
> I: mhm mhm also das:s die Gedanken dann auch erst während dem Schreiben entstehen 00:54:43-6
>
> D: jaja 00:54:43-3

und zentrale Ideen und Gedanken werden erst während des Schreibens entwickelt (I5: Z. 423-425):

> ja, es unterfüttert das Ganze, aber die eigene Idee, die muss man ja grade in den Geisteswissenschaften, find ich sehr im Schreibprozess - dann selber entwickeln. 00:12:42-3

sowie (I7: Z. 1403-1414):

> Ähm aber viel denke ich auch im Schreibprozess also ähm das heißt ich äh ähm - - les' irgendwas, exzerpier' was, sch- schreib' irgendwelche Sachen hin und - mach'

fabrizier' erstmal 'nen Text 00:46:34-8

I: Mhm 00:46:35-4

G: - und dann les' ich den durch und merke, dass es irgendwie alles Quatsch is' oder supertoll und äh 00:46:40-8

I: Mhm ja mhm 00:46:41-4

G: aber also viel is' wirklich so so so so denken beim Schreiben 00:46:45-7

Auch der geschriebene Text wird selbstverständlich noch überarbeitet (I4: Z. 1057-1074):

u n d dann setzt man sich an den Computer und schreibt - und dan:n versucht man halt - das, was man sich dann vorher so zurecht zurechtgelegt hat im Kopf - und stichwortartig aufgeschrieben hat (halt) zu nem - ä:h einigermaßen - konzisen Text zusammen:zufügen. 00:36:59-0

I: mhm mhm - 00:37:01-3

D: ja 00:37:01-3

I: mhm 00:37:01-5

D: (und) - den man dann - (entweder wieder) verwirft ((lacht)) 00:37:09-3

I: ((lacht)) 00:37:09-3

D: ((lachend)) (und ihn wieder) in die Tonne tritt, ode:r (irgendwie nochmal fünfmal überarbeiten muss und) - hofft, dass es dann irgendwann mal - ä:h, dass man dann irgendwann mal damit leben kann ((lacht)) 00:37:18-1

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Praktiken der Geisteswissenschaften komplexe Vorgänge umfassen, die weder generalisierbar sind noch linear ablaufen. Stattdessen stellen sie ineinandergreifende und voneinander abhängige Techniken dar, eine Forschungsfrage in zu findende Materialien umzusetzen, diese zu verflüssigen und einzukulturieren sowie einen eigenen Text zu produzieren. Diese Vorgänge konnten mit den vorgestellten Einzelpraktiken nur angedeutet werden; ein Beschreibungsvokabular, das der Komplexität, sowie der gleichzeitigen Flexibilität und Standardisierung gerecht wird, fehlt im Sinne Wanslebens noch:

„Doch auch hier wäre es, folgt man dem Ansatz der Wissenschaftsanthropologie, entscheidend, Geisteswissenschaftler nicht als Opfer technischer Neuerungen zu verstehen, sondern sich detailliert anzusehen, wie sich durch Interaktionen zwischen Wissenschaftlern, Erkenntnisobjekten und Computern als technischen Objekten Typen epistemischer Praktiken etablieren, für die uns noch weitestgehend ein Beschreibungsvokabular fehlt.“[61]

[61] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S. 65.

Schreiben in Kürze:

→ Schreiben muss in Ruhe stattfinden

→ Während des Schreibens finden zentrale Denkprozesse statt; Schreiben ist nicht nur Verschriftlichung, sondern holt alle vorher stattfindenden Praktiken in den eigenen Text

5.3 Arbeitsmaterialien und -medien

Die Praktiken der untersuchten GeisteswissenschaftlerInnen werden an Arbeitsmaterialien angewendet. Generell lässt sich sagen: Arbeitsmaterialien in Papierform sind zentral im Arbeitsprozess von GeisteswissenschaftlerInnen. Jedoch stellt der Computer als Arbeitsmedium ebenso durchgehend eine unverzichtbare Grundlage der individuellen Verflüssigungs- und Einkulturierungsprozesse dar. Es lässt sich also weder sagen, dass die InterviewpartnerInnen generell nur Materialien in Papierform beziehungsweise in elektronischer Form nutzen; stattdessen ist bei allen InterviewpartnerInnen eine individuelle Mischung aus verschiedenen Nutzungsformen von Büchern, elektronischen Artikeln, Literaturverwaltungsprogrammen und ähnlichem anzutreffen. Es lässt sich allerdings kein einheitliches Muster feststellen, zu welchen Arbeitsschritten welches Medium bevorzugt wird. Im Folgenden wird dargestellt, was die InterviewpartnerInnen explizit als primäres Forschungsobjekt bezeichnet haben und welche Materialformen verwendet werden.
Als weiterer wichtiger Punkt kristallisierte sich der Zugang zu den Forschungsmaterialien heraus – für Bibliotheken ist interessant, dass die Thematik des Zugangs zu Materialien immer wieder von selbst angesprochen wurde und im Arbeitsalltag der InterviewpartnerInnen eine Rolle zu spielen scheint. Welche Herausforderungen aus dem Material heraus im Arbeitsprozess auftauchen, wird anschließend besprochen. Dies führt zu einem zweiten Thema: der Sortierung und Verwaltung von Arbeitsmaterialien.

5.3.1. Welche Materialien werden genutzt?

Forschungsobjekte und -materialien von GeisteswissenschaftlerInnen sind im Wesentlichen Texte; im Gegensatz zu den Naturwissenschaften sind Texte damit Forschungsobjekt, Arbeitsmaterial *und* Resultat von Forschung. Die zentrale Bedeutung von Texten, sowohl in

Form von historischen Quellen, literarischen Texten sowie Sekundärliteratur, wurde in allen Interviews hervorgehoben (I1: Z. 464 und Z. 826; I2: Z. 464; I3: Z. 649f.; I4: Z. 134 und Z. 589; I5: Z. 1020; I6: Z. 315ff.; I7: Z. 890; I8: Z. 915). InterviewpartnerIn 6 beschreibt in Bezug auf Quellen (I6: Z. 312-321):

> F: gut das hängt wieder äh völlig von de:r Natur des Vorhabens ab - Historiker arbeiten - <<überlegt>> ä:h - natürlich im Idealfall mit - Quellen - das ist unser Geschäft 00:12:26-0
>
> I: mhm 00:12:26-0
>
> F: Dinge auf der Basis von von Quellen zu eruieren. Sie tun das nu:r - selten allerdings - äh wenn sie mal (Professoren) sind. Also wenn sie ihre zwei - Qualifikationsschriften geschrieben haben, äh Dissertation und äh Habilitation - dann haben sie in der Regel, äh die quellenintensive Phase ihres Berufslebens hinter sich und schreiben andere Dinge. 00:12:48-3

Dabei spielt weder eine Rolle, wie hoch die individuelle Affinität zu anderen Darstellungsformen wie Bildern, Filmen oder ähnlichem ist, noch, ob die InterviewpartnerInnen sich selbst als BücherliebhaberInnen bezeichnen. Zu untersuchende *und* zu produzierende Texte sind Grundlage des Arbeitsprozesses.[62]

Andere Medien wie Bilder und Filme werden lediglich von zwei LiteraturwissenschaftlerInnen in ihrer eigenen Forschung eingesetzt (I5: Z. 1028; I8: Z. 865 und 895f.), andere InterviewpartnerInnen beschreiben den Einsatz von Bildern oder ähnlichem jedoch sehr häufig in Bezug auf die Lehre (I1: Z. 831f.; I6: Z. 1172f.; I7: Z. 895; I8: Z. 1460f.). In der Lehre besteht die Möglichkeit einer größeren Offenheit gegenüber nicht-textlichen Materialien wie auch die Notwendigkeit, textuelle Forschungsobjekte für die Studierenden anschaulicher zu machen. Zwei der HistorikerInnen berichten zudem ausführlich von ihrer Arbeit an Quellen, die in verschiedenen Formen vorliegen, teilweise als Original in Handschrift, als Papierkopie, Mikrofiche oder Digitalisat (I2: Z. 459; I4: Z. 719), und im Mittelpunkt ihrer Arbeit stehen (I4: Z. 599-608):

> D: ja n:atürlich Quellen, also für n Historiker sind Quellen natürlich zentral 00:22:26-0
>
> I: mhm 00:22:26-0
>
> D: ähm archivarische Quellen also <<zeigt vermutlich auf Kisten>> die - die Kisten, diese fünf Kisten sind alles voll mit irgendwelchen Quellen ((lacht)) 00:22:35-0
>
> I: ((lachend)) j:a ja 00:22:35-0

[62] An dieser Stelle sei verwiesen auf den Aufsatz von Stefan Gradmann zum Text in den Geisteswissenschaften und den Veränderungen in Folge der Möglichkeiten des elektronischen Publizierens. Gradmann, Stefan (2008) Publikation, Qualität, Reputation. Zu den Rahmenbedingungen einer Dreiecksbeziehung in den Geisteswissenschaften unter digital-vernetzten Bedingungen, in: What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften, Frankfurt am Main: Campus, S. 230-248.

D: das is:t ä:h klar, das ist das zentrale 00:22:38-1

In welcher Form Texte bevorzugt bearbeitet werden ist unterschiedlich: In einem Interview wird darauf hingewiesen, dass nur Texte auf Papier gelesen werden (I6: Z. 492), zwei weitere WissenschaftlerInnen (I1: Z. 674; I4: Z. 566) bezeichnen sich als explizite Büchernarren; im Gegensatz dazu wird in einem anderen Interview wiederum beschrieben wie nahezu ausschließlich elektronische Medien genutzt werden (I8: Z. 410ff.). Mischformen des Zugangs zu Texten als gedruckte oder elektronische Publikationen stehen allerdings im Vordergrund und sind im Grunde genommen bei nahezu allen InterviewpartnerInnen anzutreffen (I3: Z. 653; I4: Z. 537; I5: Z. 1046ff.). Die Nutzung hingegen ist eindeutig auf (Aus)Gedrucktes konzentriert und einige InterviewpartnerInnen beschreiben explizit ihre Buchaffinität.

Welche Form steht nun zu welchem Zeitpunkt im Arbeitsprozess im Vordergrund? Die bereits beschriebenen Praktiken zur Verflüssigung und Einkulturierung dieser verschiedenen Arbeitsmaterialien scheinen bei nahezu allen InterviewpartnerInnen dazu zu führen (zum Beispiel I3: Z. 654; I5: Z. 1043; I7: Z. 97f.; I8: Z. 531ff.), dass an manchen Punkten im Arbeitsprozess die Printversion von zu bearbeitenden Texten oder Vorstufen des eigenen Textes am effektivsten zu bearbeiten ist und vorliegen sollte (I4: Z. 553-584):

D: äh:m was scho:n teilweise relativ viel Zeit kostet. Andererseits ist die Bibliothek, hat die natürlich- also () ich mein - wir sind schon ne Buchwissenschaft und wir haben 00:20:39-7

I: mhm 00:20:39-7

D: also - ä:h (quasi) Historiker haben eine hohe Affinität zu Büchern ä:hm - und ich glaub also da da gibts auch so ne Kultur des, also ne gan::z ti:ef eingewurzelt:e Kultur des Buchs, auch sozusagen als <<sucht nach richtigem Ausdruck>> j:a als n ästhetisches Objekt 00:21:01-9

I: mhm mhm 00:21:01-9

D: ja? Auch - dass man drin blättern kan:n un:d also dass man halt auch was in- das Buch in der Hand - haben kann. Äh:m - (das ist wahrscheinlich ne) das ist in den bei den Naturwissenschaften sicherlich b- bei weitem nicht so ausgeprägt un:d ((räuspert sich)) deswegen glaub ich auch, das:s - in den Geisteswissenschaften - das Buch - weiterhin die zentrale Rolle spielt, also es gibt ( ) 00:21:30-0

I: mhm mhm 00:21:30-0

D: - da:s solche Online:Computer::ä:hm::sachen da:s nur teilweise ersetzen (können) 00:21:37-2

I: mhm 00:21:38-1

> D: ä:h - und im Zweifelsfall g:laub ich - kauft man sic:h dann doch das Buch, bevor man sichs ausm - Netz runterlädt und ausdruckt und dann irgendwie so, noch zum Binden bringt ((lachend)) (so n Buch ist halt was schönes) 00:21:50-1
>
> I: j:a ja ja 00:21:53-7
>
> D: (ja, oder leiht sichs halt aus) 00:21:54-4

Zwei InterviewpartnerInnen beschreiben, dass sie damit experimentieren, den Leseschritt an den Bildschirm zu verlagern (I7: Z. 1302; I8: Z. 519f.). Dies zeigt zwar die Offenheit, aber auch die Schwierigkeiten, die ein solcher Wechsel für die individualisiert habitualisierten Arbeitsprozesse mit sich bringt.

Die Bearbeitung von Primär- und Sekundärmaterialien unterscheidet sich während des Arbeitsprozesses – soweit dies beschrieben wurde – nicht wesentlich: die Exzerpier-, Lese- und Ordnungspraktiken beziehen sich in den Beschreibungen meist auf beide Materialien. Allerdings betonen drei von vier literaturwissenschaftlichen InterviewpartnerInnen die Bedeutung der genauen Analyse der Primärquellen (I1: Z. 464; I3: Z. 147; I4: Z. 607; I5: Z. 453ff.) und InterviewpartnerIn 4 beschreibt die allein zeitliche Bedeutung des Abschreibens der historischen Originalquellen (I4: Z. 731). Wie bereits oben beschrieben, ist die Bearbeitung textueller Originalquellen damit immer noch eines der Kernstücke geisteswissenschaftlichen Arbeitens.

InterviewpartnerIn 7 beschreibt drei Stufen geisteswissenschaftlichen Publizierens (siehe Kapitel 5.4 ‚Publizieren') und damit geisteswissenschaftlicher Produktion von Texten: Monografien, Herausgeberschaften und Artikel beziehungsweise Vorträge (I7: Z. 195f.), wobei das eigene Rezeptionsverhalten sich nicht unbedingt mit dem Publikationsverhalten und der Zuschreibung von Ansehen decken muss.

Monografien werden dabei als die eindeutig wichtigste Publikationsform bezeichnet (I1: Z. 801; I2: Z. 954; I3: Z. 649; I4: Z. 135 und 594; I6: Z. 737). InterviewpartnerIn 5 beschreibt die Bedeutung von Monografien (I5: Z. 787-792):

> E: aber würd ich auch so einschätzen, ne Monografie - 00:23:59-0
>
> I: mhm 00:23:59-0
>
> E: zählt immernoch am meisten. - dann glaub ich das:s ähm Artikel in Fachzeitschriften me:hr zählen, als Artikel in Sammelbänden 00:24:07-8

Eine deutliche Unterscheidung zwischen der Bewertung von Aufsätzen in Sammelbänden und Artikeln ist ebenfalls zu sehen, wie in Kapitel 5.4 ‚Publizieren' beschrieben ist. Im Vergleich von Monografien und Aufsätzen beschreibt InterviewpartnerIn 1, dass es im Grunde keine

Aufsätze gibt, die allein stehend sind und gleichzeitig Grundlegendes für ein Forschungsgebiet erörtern (I1: Z. 783ff.). Überblickswissen und Grundgerüste eines Themas werden bevorzugt in Monografien rezipiert (I1: Z. 771; I5: Z. 815ff.; I8: Z. 445), in Artikel eher Details und Spezialwissen (I1: Z. 764; I8: Z. 468f.).

InterviewpartnerIn 6 schreibt und rezipiert nahezu nur Monografien, da nur in dieser Form substanzielles Wissen vermittelt werden könne (I6: Z. 953ff.). Im Gegensatz hierzu rezipiert InterviewpartnerIn 8 nahezu ausschließlich Artikel: Monografien seien erst seit der vermehrten Digitalisierung durch googlebooks zunehmend wiederentdeckt worden (I8: Z. 596ff.). Diese zwei grundlegend unterschiedlichen Herangehensweisen zeigen, dass es für geisteswissenschaftliches Arbeiten keine eindeutige Bevorzugung von Aufsätzen oder Monografien gibt.

Die Digitalisierung von Originalquellen ist bei drei von vier HistorikerInnen ebenfalls explizites Thema (I2: Z. 438ff. und Z. 1693ff.; I4: Z. 626ff.; I7: Z. 931). Diese InterviewpartnerInnen bewerten die Digitalisierung von archivalischen Quellen als positiv (I2: Z. 453-508; I4: Z. 616ff); dabei stehen Gründe des einfacheren und schnelleren Zugangs im Vordergrund. Allerdings wird von InterviewpartnerIn 2 auch darauf verwiesen, dass Digitalisate im Gegensatz zu Mikrofiche keine wesentliche Erleichterung im Arbeitsprozess selbst darstellen: ausschlaggebend sei letztendlich, welche Quellen aufbereitet vorliegen und dies seien zum jetzigen Zeitpunkt immer noch Mikrofiches. InterviewpartnerIn 2 betont in diesem Zusammenhang auch, dass die riesige Menge an Archivmaterial dazu führe, dass nach ästhetischen Aspekten digitalisiert werde, was häufig nicht den realen Arbeitsbedürfnissen entspreche (I2: Z. 452ff.). Digitalisate spielen ebenfalls eine Rolle in der Lehre, wie InterviewpartnerIn 7 beschreibt (I7: Z. 1040ff.). Allerdings sei es laut InterviewpartnerIn 2 wichtig, mindestens einmal im Geschichtsstudium mit Originalquellen in Berührung zu kommen und zu arbeiten (I2: Z. 434-443) und auch in der eigenen Forschung sei es wichtig, mit den Originalen zu arbeiten (I4: Z. 654-666):

> D: ä:h die Archive sind so riesig, das zu digital- alles zu digitalisieren ist natürlich ä:h - undenkbar 00:24:31-4
>
> I: mhm 00:24:33-1
>
> D: also zumindest i:n absehbarer Zeit - äh:m - un:d von daher die (-reise) muss man - trotzdem machen auch, allein um ä:h um die Quellen dann mal in der Hand zu haben das ist auch, also das ist ja auch nochmal was, wa:s man mit Digitalisieren nicht ersetzen kann, also - sieht man wer- ob(s) Gebrauchspuren gibt ä:h 00:24:58-0
>
> I: mhm 00:24:58-0

D: wie die auch angeordnet sin:d ä:hm und da kann man auch viel erfahren 00:25:02-7

Die meisten Zugänge zum Arbeitsmaterial der InterviewpartnerInnen beziehen sich auf Bibliotheksdienstleistungen. Lediglich der (teilweise sehr ausgeprägte) Kauf von Literatur (I1: Z. 1757ff.; 27:42 und 1:08; I4: 578f.; I5: Z. 252f.; I6: Z. 870f.; I8: Z. 855f.) sowie die Nutzung von Open Access stehenden digitalisierten Quellen (I7: Z. 928ff.) sind als zusätzliche Zugangswege aufgefallen. Gerade die Kaufgewohnheiten sind jedoch unterschiedlich ausgebildet, von einem Zehntel aller Literatur (I8: Z. 855f.) bis hin zu „pausenlosem“ Kaufen (I6: Z. 870f.).

Da zur Nutzung der Bibliothek ein separates Kapitel folgt (siehe Kapitel 5.9 ‚Bibliothek’) sei an dieser Stelle lediglich auf die verschiedenen Bereiche, die explizit als bibliotheksbezogene Zugangswege zu Arbeitsmaterialien genannt werden, verwiesen. Dies sind die kopierenden und ausleihenden Hilfskräfte (I5: Z. 1055, I6: Z. 530) sowie die Zeitschriftenauslagen der Bibliothek, die von mehreren InterviewpartnerInnen regelmäßig genutzt werden (I1: Z. 312ff.; I2: Z. 1027; I4: Z. 508; I6: Z. 511f.), soweit keine elektronischen Inhaltsverzeichnisse durch H-Soz-u-Kult vorliegen (I4: Z. 514-549):

D: wobei das jetzt, also - ein Vorteil von (H-Soz-u-Kult) ist, dass die meistens - also dass die grad von den großen Zeitschrifte:n ä:hm auch die meisten Ausgaben- also Inhaltsangaben - verschicken 00:19:13-7

I: mhm mhm 00:19:13-7

D: also d- - meistens ist es so also auch mi:t was (rezensiert ist). Also- meistens guck ich mir des halt - bei (H-Soz-u-Kult) - an, also - was jetzt in de:r neuesten Ausgabe der HZ oder (ZHF) - ist und ä:h wenn denn was Interessante:s ist, dann geh ich halt in die Bib und hol mir di:e 00:19:31-6

I: ja okay 00:19:36-7

D: kop- kopier mir die 00:19:35-1

I: ja ja ja 00:19:34-8

D: ä:hm - also da ist es dann halt so ne Misch::Mischform 00:19:39-6

I: mhm mhm mhm 00:19:43-3

D: ja ähm aber bequemer wärs natürlich, wenn - man direkt, ä:h aus dem Netz das runterladen kann, aber das machen die Verlage jetzt auch - bislang noch nicht. Da s:ind sie glaub ich auch grad im geisteswissenschaftlichen Bereich noch - sehr zurückhaltend 00:19:56-0

I: ja ja ja 00:19:57-5

D: äh:m - ja und ((räuspert)) ich mein sobalds dann auch - gut ich mein - ä:h <<überlegt>> die würden das sicherlich auch nicht umsonst ins Netzt stellen und

> wenns dann halt was kostet, dan:n - (e:s ist dann ja auch immer) die Frage wer zahlts und - ja 00:20:15-0
>
> I: mhm mhm 00:20:18-7
>
> D: gut ((lacht)) ja, aber in der Regel ist es tatsächlich so, dass dass man ( ) in die Bibliothek geht und man die Sachen ausleiht oder kopiert 00:20:27-7

Positiv hervorgehoben werden die verschiedenen Service-Leistungen der Bibliothek wie KOPS (I4: Z. 495), Esem (I2: Z. 2044f.), KonDoc (I1: Z. 237), Fernleihe (I1: Z. 1019; I3: Z. 922; I5: Z. 305), Anschaffungsvorschläge (I3: Z. 926; I6: Z. 640f.; I7: Z. 905ff.) und Subito (I1: 10:11 und Z. 1023f.). Ausführlich genannt werden auch die Zugangswege, die quasi zwischen Bibliothek und Internet stehen und rege genutzt werden (I5, I6, I7), wie zum Beispiel die Volltextdatenbanken JSTOR und Project Muse (I8: Z. 412ff.) sowie digitalisierte Quellen. Digitalisierte Bücher werden in Zusammenhang mit googlebooks angesprochen. Googlebooks wird sehr unterschiedlich bewertet, wobei in keinem Interview eine rein positive Bewertung abgegeben wird. InterviewpartnerIn 7 lehnt googlebooks explizit ab (I7: Z. 911-927)

> also ich ähm ähm benutze kein, möcht' ich auch ausdrücklich sagen, also ähm 00:32:10-6
>
> I: ((lacht)) 00:32:11-1
>
> G: Google-Books oder irgendwie so 'ne Geschichte äh:m ähm also das das ich benutze das se:lten, wenn mal sowas passiert, wie irgendwie die Deadline ist am nächsten Tag und ich hab' vergessen, das Buch auszuleihen 00:32:22-0
>
> I: Ja 00:32:22-4
>
> G: und muss ein Zitat überprüfen oder so 00:32:23-9
>
> I: Ja 00:32:23-9
>
> G: Ja, da ist das manchmal ganz hilfreich, wobei ich irgendwie also, wenn das abgeschafft (werden) würde, gerne darauf verzichten würde

Im Gegensatz hierzu beschreiben InterviewpartnerIn 4 und 8 (I8: Z. 418ff.) die für sie positiven Aspekte, betonen allerdings ebenfalls die ihnen bewusste Ambivalenz (I4: Z. 1253-1303):

> D: ((räuspert sich))- <<fügt bedeutsam hinzu>> ach ja apropos "Literatur, auf die man sonst nicht gestoßen wäre." Ich mein es ist zwar sehr - sehr umstritten Googlebooks? 00:44:12-7
>
> I: mhm 00:44:12-7

D: aber es ist- also - <<sucht Wort>> <<vor Begeisterung lachend<< 00:44:16-9

I: ((lacht)) 00:44:16-9

D: ich - also für für meine Zwecke ist es manchmal echt grandios, was man da für abseitige Sachen findet. Ich mein das ist halt, dadurch, dass Googlebooks - wirklich alles - da reinstellt 00:44:28-1

I: mhm 00:44:28-1

D: von de:m- also die die haben ja ä:h überhaupt gar keine Relevanzkriterien 00:44:33-3

I: ja ja 00:44:33-3

D: da wird äh einfach irgend eine- <<überlegt digitalisierte Fernleihe in München>> ( ) ä:h u n d - wenn man halt auch so ein bisschen abseitig- also irgendwie nach ä:h etwas abseitigem sucht - (irgend ein) Stichwort eingibt ä:h und dan:n halt bei Googlebooks auf irgendwelche Dinge stößt, die, was weiss ich, irgendwelche Publikationen aus dem Jahr achtzehnhundertirgendwas äh:m ((räuspert sich)) irgendwelche Zeitschriftenartikel in total - absurden ä:h abseitigen - ä:h Zeitschriften, auf die man - sonst überhaupt nicht gestoßen wäre und sich das auch nochmal äh also oftmals auch noch gleich - aufm Computer durchlesen kann und ausdrucken kann 00:45:23-0

I: mhm 00:45:23-0

D: oder zumindest halt dann di:e- äh schon weiß auf welcher Seite - ä:h man dann – wenn's dann - bei Googlebooks halt- wenn man's halt am Bildschirm nich:t gleich lesen kann 00:45:33-6

I: ja 00:45:36-6

D: man ausleihe:n muss, aber dass man halt genau weiß, w:o wo halt das Stichwort dan:n steht, (und wo man dann so suchen muss) 00:45:42-2

I: mhm 00:45:42-2

D: <<stark betonend>> das ist schon wirklich ä:h - das ist schon wirklich geschickt und da (werd ich bestimmt auf viele) ( ) (Lachen stoßen) - äh:m - ich mein es ist- mir ist schon klar, dass Googlebooks irgendwie ne - <<überlegt>> dass da:s ne sehr ambivalente Sache ist 00:45:59-2

I: mhm 00:46:00-3

D: abe:r - ja - irgendwo ist es schon ((lachend)) großartig ((lacht)) 00:46:10-3

Die unterschiedlichen Praktiken mit den Arbeitsmaterialien umzugehen sind bereits im vorhergehenden Kapitel ausführlich beschrieben worden. An dieser Stelle sei noch einmal betont, dass das Exzerpieren, Abtippen von Quellen, Skizzieren von Ideen, Neuordnen von Texten usw. Techniken darstellen, die jenseits von der konkreten Technologie, mittels derer sie ausgeführt werden, ein Vermögen sichtbar machen mit bestimmten Objekten und

Materialien intendierte und nicht-intendierte Effekte hervorzurufen, seien es Texte oder auch zum Beispiel andere Einfälle, Verschiebungen und Vertiefungen. Techniken und Materialien spielen zusammen und es ist Aufgabe der WissenschaftlerInnen, individuelle Verfahren zu entwickeln, wie dieses Ineinandergreifen möglichst sinnvoll – was hochwertig, aber auch schnell und effektiv bedeuten kann – gestaltet werden kann.

Mitbeachtet werden muss dabei auch dabei das ‚Entgegenstellen' der Objekte und Medien, ihre Materialität. Techniken der Verflüssigung und Einkulturierung von Objekten müssen auch in Auseinandersetzung mit diesen erarbeitet werden – je nach Text- und Materialform können sich Techniken des Lesens, Exzerpierens und Schreibens also verändern, sie müssen es aber nicht. In einigen Interviews wird das Phänomen der Materialität, des ‚Eingreifens' vom Material in den Forschungsprozess, in diesem Sinne explizit angesprochen: So beschreiben drei InterviewpartnerInnen, dass im Prozess des Schreibens das Material an manchen Stellen eine weitere Recherche verlange, da neue Aspekte hinzukommen (I1: Z. 497f.; I4: Z. 1497; I8: Z. 1222). InterviewpartnerIn 1 und 3 sprechen davon, dass man erst einmal auf das Primärmaterial ‚hören' müsse, welche theoretische Perspektive sinnvoll für die Bearbeitung sei (I1: Z. 593; I5: Z. 506ff.). Dies zeigt, dass die textuellen Materialien zwar einkulturiert und handhabbar gemacht werden müssen, dass diese aber wiederum nicht endlos formbar sind. Es muss eine Balance zwischen Aneignung und ‚Hören auf das Material' gefunden werden: Texte müssen demnach soweit einkulturiert werden, dass sie Teil des eigenen Textes werden, aber nicht ihre ‚Eigenständigkeit' verlieren.

Dafür bedarf es neben den Forschungsobjekten und den Praktiken diverser Hilfsmittel um Texte einzukulturieren. Dass Texte nicht fremd bleiben, sondern Teil des Denkens der WissenschaftlerInnen werden, kann mithilfe von verschiedenen Medien erfolgen. Diese Hilfsmittel und Medien der Auseinandersetzung sind Klebezettel (I1: Z. 242), Notiz-Tagebücher (I3: Z. 205ff.), Notizsammlungen auf dem Rechner (I7: Z. 1355ff. und 1657), thematische Ordnungen (I1: Z. 696f. und 1168f.), thematische Exzerpte (I8: Z. 531ff.), Zettelkästen (I6: Z. 718ff.), usw. Zu diesen Medien der Auseinandersetzung gehören Techniken im Umgang mit den Materialien, die im vorangehenden Kapitel bereits als Strukturierungspraktiken vorgestellt worden sind. Zu diesen Praktiken zählen das Skizzieren mit Bleistift und Papier (I2: Z. 676f.), handschriftliche Skizzen oder Cluster im Tagebuch (I3: Z. 202f.), die Strukturierung des eigenen Textes am ausgedruckten Exemplar (I5: Z. 991f.) beziehungsweise die Strukturierung der Exzerpte an den ausgedruckten Exemplaren (I4: Z. 1036f.; I8: Z. 531ff.). Die Praktiken der Verflüssigung und Einkulturierung finden also ihr materielles Pendant in den Medien der Auseinandersetzung. „Geisteswissenschaftler denken

nicht mithilfe, sondern *mit* ihren technischen Objekten und Instrumenten."[63] In diesem Sinne helfen Medien der Auseinandersetzung, die Forschungsmaterialien nicht nur zu benutzen, sondern *mit* ihnen und den erlernten Praktiken zu denken, sie gleichsam zu inkorporieren.[64] Eine Trennung der entsprechenden Praktiken von ihren Medien beziehungsweise ein Wechsel der Medien, zum Beispiel der Änderung eines Computerprogramms oder der Wechsel von Bleistift und Papier zu einem Mindmapping-Programm, muss dementsprechend auch in den Praktiken nachvollzogen werden und verlangt die bewusste Auseinandersetzung mit diesen. Dies soll nicht bedeuten, dass keine Veränderungen stattfinden können – ganz im Gegenteil, viele InterviewpartnerInnen zeigten sich offen im Ausprobieren Neuer Medien. Dieser Aspekt sollte jedoch zum Beispiel bei der Entwicklung neuer Bibliotheksdienstleistungen, die in diese Prozesse integriert werden können, mitbedacht werden.

5.3.2. Wie werden die Materialien geordnet und verwaltet?

In mehreren Interviews wird die Fülle des Materials angesprochen, entweder in Form einer riesigen Menge an recherchierter Literatur, die wiederum selektiert werden muss (I4: Z. 1448ff.; I5: Z. 413f.; I7: Z. 1622ff.), oder als Hinweis auf die sehr großen Mengen an Literatur, die für eine geisteswissenschaftliche Dissertation beziehungsweise Habilitation gelesen werden müssen. InterviewpartnerIn 4 beziffert dies bei einer geschichtswissenschaftlichen Dissertation als ca. 500-1000 Artikel und Bücher, die zusätzlich zu den Quellen gelesen werden müssen (I4: Z. 980); InterviewpartnerIn 1 nennt 30.000 Seiten primäres Quellenmaterial als normal für eine literaturwissenschaftliche Habilitation (I1: Z. 688). Das einmal erforschte Primärmaterial wird in der Regel nicht noch einmal verwendet (I1: Z. 1202ff.).

Um die Fülle des Materials koordinieren und Material einkulturieren zu können, werden verschiedene, unterschiedlich elaborierte Ordnungsverfahren angewendet. Dabei kann unterschieden werden zwischen der physischen Ordnung und der Verwaltung der Materialien. Bei beiden Aspekten spielt der unmittelbar höhere Gebrauchsnutzen in der Regel eine größere Rolle als langfristige Ordnungsprinzipien. Alle InterviewpartnerInnen berichteten von verschiedenen Verfahren, ihre Ordner und Bücher zu sortieren sowie sie in einer Weise zu

[63] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S. 64. (H.i.O)

[64] Mit der Ethnologin Sherry Turkle, die zur Reaktion von Menschen auf humanoide oder tierähnliche Roboter arbeitet, können diese Medien als ‚Objekte, die eine Reaktion hervorrufen', beschrieben werden, als evocative objects. Vgl. Turkle, Sherry (Hrsg.) (2007) Evocative Objects. Thinks we think with, MIT Press: Cambridge Massachusetts.

verwalten, die Texte wieder auffindbar macht. Allerdings sind diese Ordnungsstrukturen bei den meisten InterviewpartnerInnen weniger stark ausgeprägt als zum Beispiel die oben beschriebenen Arbeitspraktiken.

In zwei Interviews wird benannt, dass in der Menge an Material auch einiges untergehe und man daher regelmäßig sortieren müsse (I5: Z. 1088f.; I7: Z. 1281 und 1657ff.). InterviewpartnerIn 1 beschreibt, diesem Problem insofern Herr zu werden, als relativ wenig kopiert werde (I1: Z. 663f.). InterviewpartnerIn 8 benannte die Ordnung des Materials, in diesem Fall Textdateien im PDF-Format, gar als den Punkt, an dem die Logik des ‚rezepthaften' Arbeitsablaufes aufhört (I8: Z. 551-575):

> H: Also so hab' ich's in letzter Zeit eigentlich immer, also, es gibt diesen Schritt, Aufsa- digitaler Aufsatz, erste Stichworte unter der Aufsatzüberschrift, zweite Stichworte thematisch, mein eigenes. 00:19:51-6
>
> I: Mhm mhm und dafür haben sie dann jeweils Dokumente angelegt? 00:19:56-4
>
> H: Ja 00:19:56-4
>
> I: Und die sind alle in einem Ordner? Oder irgendwie? 00:19:59-5
>
> H: Mh: ((lacht)) 00:20:00-3
>
> I: ((lacht)) 00:20:00-5
>
> H: Da da da hört die Logik total, also ich hab' am, ich hab' sehr lange einen Ordner gehabt. Auf meinem alten Rechner gibt's den noch, der heißt PDFs. Das war auch als es immer noch nich' so viel gab, und dann dacht' ich, super, alle PDF-Dokumente von Aufsätzen kommen da rein. Und dann hat ich irgendwann Unterordner in diesem PDF-Ordner gehabt, nach T h e m e n, wie ich diese Aufsätze gefunden hab'. Dann gibt's aber Aufsätze, die pa- gehören da nicht in verschiedene Ordner, das heißt, des ist eigentlich auch nicht mehr so sinnvoll. Mit dem neuen, mit meinem neuen Laptop, den ich jetzt seit 'nem halben Jahr hab', hab' ich dieses System aufgegeben, ärger mich aber auch, aber seitde:m - - ähm gibt's die PDFs aber immer sozusagen dem Projekt, an dem ich gerade arbeite, zugeordnet, weil ich halt vorher versucht hab', die separat zu halten 00:20:43-8

Die meisten anderen InterviewpartnerInnen nennen PDF-Textdateien nur wenig (I2: Z. 632) beziehungsweise verneinen explizit ein PDF-Archiv auf dem Rechner (I3: Z. 760f., I5: Z. 1042). Ausgeprägter werden hingegen Quellen, kopierte Materialien in Ordnern und Bücher gesammelt.

InterviewpartnerIn 2 und 4 beschreiben, dass Quellen bei größeren Mengen nach der Archivordnung (I4: Z. 800f.) beziehungsweise bei kleineren Mengen lediglich nach dem eigenen Projektzusammenhang sortiert werden (I2: Z. 518ff.). Drei InterviewpartnerInnen beschreiben explizit die Ordnung der Bücher am Forschungsort, das heißt zuhause. Diese

erfolgt systematisch (I1: Z. 679f.), zum Beispiel nach eigenem Gebrauch (I6: 824ff.) oder nach Autoren und Ländern (I8: Z. 1039f.). Texte in Ordnern werden thematisch (I5: Z. 1093), projektbezogen (I2: Z. 543f.; I7: Z. 1177) oder bei literaturwissenschaftlichen Themen nach Autoren (I5: Z. 1093) sortiert – in keinem Interview wurde beschrieben, dass innerhalb eines Ordners die Texte noch feiner, zum Beispiel alphabetisch, sortiert werden. Die meisten InterviewpartnerInnen bestätigen, dass diese Ordnung vollkommen ausreiche, um aktuell benötigte Texte wiederzufinden (I5: Z. 1115-1117):

> E: das würd ich gerne machen, aber da fehlt immer die Zeit, also Hauptsache das ist dann zwischen zwei Deckeln - mal grob zu dem Thema und wenn man was sucht, dann - blättert man nochmal durch 00:33:26-2

Lediglich InterviewpartnerIn 2 beschreibt, dass ein Inhaltsverzeichnis der vorhandenen Texte im Ordner angelegt wird – allerdings erst, wenn dieser Ordner nicht mehr aktuell sei, also zu Archivierungszwecken (I2: Z. 585f.). Auch bei Exzerpten und Ideen werden vereinzelt explizit Ordnungsstrukturen benannt: Exzerpte werden von drei InterviewpartnerInnen beim Entstehen eines Projektes in der späteren Logik des Projekts auf dem Rechner gespeichert (siehe Kapitel 5.2.2.4 ‚Exzerpieren'), Ideen werden von zwei InterviewpartnerInnen koordiniert verwaltet (I6: Z. 718ff.; I7: Z. 1355).

Eigene Ordnungssysteme sind nicht losgelöst von den Arbeitspraktiken zu verstehen; sie dienen in erster Linie der Unterstützung der Praktiken und werden nicht als eigenständig sinnvoll angesehen. Ihr Stellenwert in der Wahrnehmung der WissenschaftlerInnen zeigt sich als relativ gering, dennoch ist bei allen InterviewpartnerInnen ein gewisses Maß an Ordnung und Verwaltung anzutreffen. Lediglich im Bereich der Quellen werden Materialien nach einem von außen kommenden Schema sortiert; eigene Ordnungssysteme dienen hingegen in der Regel der Einkulturierung der Materialien, indem sie die Materialien in die eigene Ordnung des Wissens bringen.

„Um die Bevölkerung geisteswissenschaftlicher Praktiken mit technischen Elementen sichtbar zu machen, muss man allerdings wiederum von den konkreten Geräten der Naturwissenschaften abstrahieren. Dann bleibt ein Begriff von Technik übrig, der Elemente bezeichnet, die durch Bewährung in verschiedensten Situationen Geisteswissenschaftlern die Möglichkeiten an die Hand geben, um Erkenntnisobjekte, das heißt Dinge, die in erheblichem Maße verborgen und unbekannt sind, aufzuspüren. Deshalb kann man zu den technischen Objekten der Geisteswissenschaften nicht nur Systeme zur Organisation von Texten, seien es Archive oder Bibliotheken und vernetzte Computer, sondern auch idiosynkratische Ordnungssysteme, Zettelwirtschaften und Schreibroutinen zählen."[65]

[65] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S. 63.

Ähnlich der physischen Ordnung der Materialien kann auch die Verwaltung von Materialien zu diesen eigenen Ordnungssystemen gezählt werden. Dies zeigt sich an der Nutzung von Literaturverwaltungsprogrammen, deren Gebrauch nicht mit der Altersstruktur der NutzerInnen variiert. Die Hälfte der InterviewpartnerInnen nutzt Literaturverwaltungsprogramme – alle vier verwenden Endnote (I2: Z. 612ff.; I6: Z. 640f.; I7: Z. 1204f.; I8: Z. 1057f.) –, allerdings schränken die NutzerInnen ihren eigenen Gebrauch ein, indem sie betonen, dass sie beispielsweise Endnote nicht in der empfohlenen Weise verwenden. Stattdessen werden nur Teilfunktionen genutzt, etwa für die Erstellung eines Verzeichnisses der gelesenen Texte oder durch das Büro gegangenen Texte, oder Endnote wird als Suchmaschine der vorhandenen Texte genutzt (I2: Z. 612ff.; I6: Z. 640f.; I7: Z. 1221f.; I8: Z. 1057f.). Die beiden InterviewpartnerInnen, die Endnote nutzen und Hilfskräfte zur Verfügung haben, betrauen diese mit verschiedenen Aufgaben der Endnoteverwaltung (I6: Z. 640f.; I7: Z. 1221f.). Niemand nutzt die Ausgabemöglichkeiten von Endnote. Diese Teilnutzung von Endnote wird nicht als Manko empfunden: InterviewpartnerIn 8 sagt explizit, dass das momentane Nutzungsniveau von Endnote ausreiche und es kein Bedürfnis nach Weiterbildung gebe (I8: Z. 1116f.). Diejenigen InterviewpartnerInnen, die Literaturverwaltungsprogramme nutzen, eignen sich diese also auf individuelle Art und Weise an und integrieren Teilfunktionen in ihren Arbeitsprozess.

4 InterviewpartnerInnen nutzen hingegen kein Literaturverwaltungsprogramm (I1: Z. 1113; I3: Z. 742f.; I4: Z. 863ff.; I5: Z. 112f.). InterviewpartnerIn 1 und 5 meinen, dass sich ein Literaturverwaltungsprogramm schlecht in ihren reflexiven Arbeitsprozess integrieren ließe (I1: Z. 1117f.; I5: Z. 368), sowie dass Literatur ohnehin nicht über mehrere Projekte hinweg genutzt werden würde (I1: Z. 1213). InterviewpartnerIn 3 (I3: Z. 742f.) und 4 nennen den großen Aufwand bei der Ersteinrichtung als Grund (I4: Z. 863-901):

> D: <<schmunzelnd>> auch mi:t so ner Zettelwirtschaft angefangen, ä:h - u n d - ja - so ein System dann erst mal wieder umzustellen, macht (man dann-) kann man eigentlich ä:h erst machen, wenn man wieder ä:h wenn man das eine Forschungsprojekt abgeschlossen hat und dann das nächste - macht 00:30:44-5
>
> I: mhm 00:30:44-5
>
> D: also ich muss jetzt halt irgendwie halt bei meinem System bleiben, halt 00:30:48-0
>
> I: ja 00:30:48-0
>
> D: weils jetzt einfach auch viel zu viel Zeit kosten würde, das jetz:t zu übertragen und die hab ich jetzt grad nicht. Ich muss mit der Doktorarbeit muss ich ja fertig werden und deswegen äh:m ä:h also ich hab jetz:t, (dazu gesagt) ä:h von Anfang an nich:t so ein Programm benutzt. Ich mein da gabs ja - auch scho:n dieses <<überlegt>> wie heißt es, Endnote 00:31:05-4

I: mhm 00:31:05-4

D: und so, aber da:s also irgendwie, also ich habs ja habs ja vorher schon gesagt, ich bin nicht so der Computerfreak - u n d so was ich von andern auch damals gehört hab - ( ) (das klang - für mich- das war fast ein bisschen) abschreckend, wobei ich glaub jetzt, also dieses (Bibliografix) ä:h - ich hab nur mal n bisschen reingeguckt un:d ä:h das ist glaub ich wirklich wirklich sehr sinnvoll - (nämlich) sobald ich die Doktorarbeit abgegeben hab 00:31:32-1

I: ((lacht)) 00:31:32-1

D: und () neues Forschungsprojekt mache (ich denk -) hab ich mir (halt) zumindest vorgenommen das dann konsequent, von vornherein - einzubeziehen 00:31:41-3

I: mhm mhm 00:31:41-3

D: wie gesagt, jetzt ist einfach - ä:h - also jetzt hab ich grad einfach nicht die Zeit 00:31:47-4

I: ja 00:31:47-4

D: (die ich bräuchte) - ä:h einzuarbeiten und das alles - 00:31:51-3

Diejenigen NichtnutzerInnen, die die Anfangshürde als Hinderungsgrund angeben, bemerken, dass ihnen bewusst ist, dass die Nutzung von Literaturverwaltungsprogrammen sinnvoll und erleichternd wäre (I3: Z. 742f; I4: Z. 963). Statt Literaturverwaltungsprogrammen werden andere Formen der Verwaltung genutzt: alphabetische Bibliografien in Word, in denen alle vorhandenen Titel verzeichnet sind (I3: Z. 729f.; I4: Z. 915ff.), Access-Datenbanken (I4: Z. 816f.), Notieren der bibliografischen Angaben in der entstehenden Material- beziehungsweise Textdatei (I1: Z. 1168ff.; I5: Z. 112f.). Diese Systeme scheinen zu funktionieren und sich in den Arbeitsprozess integrieren zu lassen.

Die Nutzung oder Nichtnutzung von Literaturverwaltungsprogrammen lässt sich nicht auf eine offensichtliche Bedürfnislage zurückführen, sondern auf Zufälle im Verlauf der wissenschaftlichen Karriere beziehungsweise die Möglichkeit, die Programme in den individuellen Arbeitsprozess ohne weiteren Aufwand zu integrieren. Diejenigen, die Literaturverwaltungsprogramme nutzen, scheinen diese Möglichkeit für sich gefunden zu haben und die Vorteile der Programme nutzen zu wollen; diejenigen, die sie nicht nutzen, sehen momentan keine Möglichkeit, die Programme sinnvoll und ohne erheblichen Zeitaufwand in ihren Arbeitsablauf integrieren zu können.

„Geisteswissenschaftler denken nicht mithilfe, sondern *mit* ihren technischen Objekten und Instrumenten.“[66] Wenn man noch einmal Bezug nimmt auf den Gedanken Wanslebens wird deutlich, dass es Literaturverwaltungsprogramme als Instrument zur Verwaltung der

[66] Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken, S. 64. (H.i.O)

Grundlage des Arbeitens es nicht nur schaffen müssen, eine gute Verwaltung der Literatur zu sichern – ganz im Gegenteil, wie die ausschließliche Nutzung von Teilfunktionen von Endnote zeigt. Vielmehr muss es den WissenschaftlerInnen möglich sein, das Programm ohne weiteren Aufwand und in einer sinnvollen Weise in ihre Forschungsabläufe zu integrieren. Daher ist es auch nur bedingt sinnvoll, Geisteswissenschaftler zu neuen Techniken, wie zum Beispiel Literaturverwaltungsprogrammen, ‚überreden' zu wollen – in den Praktiken eingelagerte Techniken des Erschließens von Objekten sind in dem Maße fragil und beständig, dass eine neue Technologie individuell anpassungsfähig sein muss. GeisteswissenschaftlerInnen müssen auch mit Endnote denken können; können sie es nicht, ist dies nicht als ‚verbohrte Technikfeindlichkeit' zu betrachten, sondern zu hinterfragen, wie sie *mit* der bisherigen Technik der Literaturverwaltung und Zitierung denken. Dies soll selbstverständlich kein Plädoyer für VermittlerInnen von Informationskompetenz sein, die Hände in den Schoß zu legen oder gar die These vertreten, dass diese Vermittlung überflüssig sei. Im Gegenteil: das Finden einer Möglichkeit, Literaturverwaltungsprogramme sinnvoll und ohne Aufwand für die WissenschaftlerInnen zu vermitteln, bedarf einer nicht-technischen Lösung, einer (individuellen und) komplexen Beratung.

Arbeitsmaterialien in Kürze:

→ Printmaterialien sind wichtig, auch wenn Mischformen der Nutzung von elektronischen und gedruckten Arbeitsmaterialien vorliegen

→ Die meisten Zugänge zu Arbeitsmaterialien sind bibliotheksbezogen

→ Die Ordnung und Verwaltung von Materialien ist kein Wert an sich; die Hälfte der InterviewpartnerInnen nutzt ein Literaturverwaltungsprogramm

5.4 Publizieren

Publizieren gehört in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen zum Kerngeschäft der Forschung: Man arbeitet eigentlich immer an mehreren Publikationen gleichzeitig (I7: Z. 183ff.) und der inhaltliche Austausch mit anderen WissenschaftlerInnen findet über persönliche Kontakte hinaus in Publikationen statt (I8: Z. 68). Publizieren gehört eng zur Praktik Schreiben – InterviewpartnerIn drückt die hohe Relevanz von Publikationen so aus (I1: Z. 84-86):

> A: Also die eine ist zum- (3 Sek) wär halt di:e - auf die sich könnte man sagen da:s eigentliche Begehren (an dieser) Tätigkeit richtet man- (wäre halt), - was schreiben oder was publizieren - nicht unbedingt äh:m ((lachend)) online publizieren.

Die Aussagen zum Themenkomplex Publizieren lassen sich in weitere Bereiche untergliedern: Wird elektronisch publiziert beziehungsweise werden elektronische Publikationen genutzt? Welche Kriterien werden an eine gelungene Publikation gestellt, das heißt wie werden Verlage beziehungsweise Zeitschriften ausgewählt? Welche Publikationsform hat welche Bedeutung?

Außer InterviewpartnerIn 8 (I8: Z. 49) konstatieren alle Befragten, dass Online-Publikationen eher selten in den Geisteswissenschaften seien (I1: Z. 86; I2: Z. 23 und 1184f.; I4: Z. 321 und 388; I5: Z. 25f.; I6: Z. 393ff.; I7: Z. 77). Allerdings wird sich auch nicht ablehnend über elektronisches Publizieren geäußert; InterviewpartnerIn 1 sagt im Gegenteil (I1: Z. 246-256):

> I: Ja. Da hätte ich jetzt gleich eine Anschlussfrage, aber zuerst vorher nochmal äh:m, das heißt - wenn jetzt eine literaturwissenschaftliche Fachzeitschrift ganz auf (e-only) umstellen würden. Das würde gar nicht gehen nach Ihrer Schilderung, das würde nicht akzeptiert werden. #00:10:25-1# #00:10:11-6#
>
> A: j:a, das (würde) wahrscheinlich schon-
>
> I: oder wär das irgendwi:e denkbar?
>
> A: Doch doch, das würde schon akzeptiert. Das würde sicher akzeptiert.

Diejenigen, die sich zum eigenen Publikationsverhalten äußern, bemerken, dass sie noch nie (gezielt) rein elektronisch publiziert haben (I1: Z. 86; I3: Z. 116; I6: Z. 407; I7: Z. 714). Open Access-Publizieren wurde in keinem Interview von den InterviewpartnerInnen explizit als Publikations- oder Nutzungsmöglichkeit beschrieben.

In den weiteren Gesprächsverläufen zeigte sich jedoch, dass es doch auch Ausnahmen von diesem generellen Eindruck gibt, denn Online-Rezensionsforen wie H-Soz-u-Kult spielen eine zentrale Rolle. Für die Publikationsform Rezension ist elektronisches Publizieren auf einer anerkannten Plattform also durchweg akzeptiert und wird sowohl für eigene Veröffentlichungen (I2: Z. 1184f.; I4: Z. 370f.; I6: Z. 421) als auch in der Rezeption (I2: Z. 52; I4: Z. 347; I6: Z. 412) intensiv genutzt. Die Schnelligkeit des Internet wird bei dieser Publikationsform als angemessen angesehen (I4: Z. 375). Einige bemerken zudem, dass die Akzeptanz elektronischen Publizierens themen- beziehungsweise disziplinenspezifisch unterschiedlich sein könne, das heißt, dass in manchen Bereichen wahrscheinlich schon mehr elektronisch publiziert werde, etwa in den Medien- beziehungsweise Kulturwissenschaften (I2:

Z. 1184; I3: Z. 107; I4: 393). Dies deckt sich mit der Tatsache, dass InterviewpartnerIn 8 kulturwissenschaftlich arbeitet und Online-Publikationen in den Arbeitsalltag integriert hat. Hybridpublikationen beziehungsweise ähnliche Modelle kommen hingegen häufiger in den Interviews als angenehme Möglichkeit vor (I4: Z. 410ff.; I6: Z. 395f.; I7: Z. 78) – sowohl für die eigene Publikation als auch im Rahmen von Recherchen und zur Nutzung (I7: Z. 708-726):

> G: Mh. Also Online-Publikationen ähm ähm - also es gibt im Grunde genommen ähm gut es gibt natürlich so so Rezensions- äh äh magazine,Online- 00:25:20-0
>
> I: Ja 00:25:20-1
>
> G: Magazine, klar. Also das das, wenn man das rausläßt, dann ist es eigentlich so, dass ich noch nie gezielt online publiziert habe, sondern nur dann, wenn irgendwie Zeitschriften gleichzeitig auch online verfügbar sind 00:25:32-7
>
> I: Mhm mhm 00:25:33-6
>
> G: Äh:m das läuft dann eben m:anchmal der Einfachheit halber darauf hinaus, dass 00:25:38-2
>
> I: Ja ja 00:25:38-7
>
> G: sich dann irgendwie die Leser das eben als PDF runterziehen ähm aber das sind in dem Sinne keine Online-Publikationen, sondern das sind einfach normale Fachzeitschriften, die man auch online abrufen kann. 00:25:48-0

Es kann daher nicht davon ausgegangen werden, dass es unter den InterviewpartnerInnen eine generelle Ablehnung gegen elektronisches Publizieren gebe. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die renommierten Zeitschriften, die für die eigene Publikation bevorzugt werden, entweder nur in Print oder mit einer elektronischen Ausgabe als Supplement erscheinen.
Auch die Nutzung elektronischer Publikationen ist nicht einheitlich: Das Spektrum reicht von Aussagen LiteraturwissenschaftlerInnen seien (I1: Z. 190-912)

> in gewisser Weise Tei:l der Gutenberggalaxis, aber nicht unbedingt des Web 2.0. Es gibt (es) natürlich - partiell auch, aber ich würde jede gedruckte Publikation, äh:m einer Onlinepubliktation nach wie vor vorziehen

oder Aussagen, dass das Buch bei seriösen Publikationen bislang nicht durch Online-Publikationen ersetzt worden sei (I4: Z. 305ff.) bis hin zur intensiven Nutzung von Online-Publikationen (I8: Z. 578ff.). Eine eher skeptische Haltung gegenüber Online-Publikationen bedeutet jedoch nicht, dass diese nicht genutzt werden, wie folgende Passage von InterviewpartnerIn 4 zeigt (I4: Z. 492-510):

> D: ((räuspert sich)) also ä:h - wenn man sich alles ausdrucken könnte wär's natürlich super, ä:h - wenn man gar nicht mehr in die Bibliothek gehe::n müsste - ä:h oder - ja - ist eigentlich irgendwie auch (schade), aber äh:m manchmal wär's schon ganz

> geschickt, wenn die Sache einfach Onlin:e - da sind- also grade auch bei den aktuellen Sachen. Wie gesagt bei bei den älteren ist das ja oftmals so, dass man s: ich die dann 00:18:28-7
>
> I: ja 00:18:28-7
>
> D: runterladen kann, ode:r - dann jetzt auch, grad so Sachen wie KOPS 00:18:32-5
>
> I: mhm 00:18:32-5
>
> D: ä:h (dass man dann) ((räuspert sich)) an einen Artikel - schnell rankommt - ä:hm ist aber - bei uns immer noch - eher die Ausnahme 00:18:43-9
>
> I: mhm 00:18:43-9
>
> D: dass man sich das ausm Netzt runterladen kann 00:18:46-3

Zwei InterviewpartnerInnen beschreiben zudem, wie die Nutzung von Online-Inhaltsverzeichnissen das regelmäßige Durchschauen von Print-Zeitschriften langsam überlagere (I1: Z. 312ff.; I7: Z. 84f.).

Die Wahl des Verlags beziehungsweise der Zeitschrift erfolgt in der Regel nach Renommee (I1: Z. 392; I4: Z. 395ff.; I5: Z. 756f.; I6: Z. 426ff.; I7: Z. 736ff.), wie folgende Passage zeigt (I2: Z. 1221-1236):

> B: Da is:t für mich beim äh:m ä:h ä:h (bei der Promotion) ganz klar gewesen, welcher Verlag bietet die meisten (Standing Orders) und das höchste Prestige, also das geht nach Status. 00:43:38-7
>
> I: mhm 00:43:38-7
>
> B: da gibt's ne Reihenfolge, die is:t relativ klar. D:a w:ar die Idee für mich, oben einsteigen, wenns abgelehnt wird, eins tiefer - einreichen, und so weiter und so fort. Äh:m das gilt- also würde ich in Zukunft vermutlich genauso machen - so ähnlich bei Zeitschriften, wenn ich wirklic:h was geschrieben habe. Es gefällt mir, ich will es publiziere:n und bin nicht gebunden, wie ich es publizieren muss, geht's danach - welche Zeitschrift erreich:t die meisten Leser, die ich ansprechen will 00:44:08-2
>
> I: mhm 00:44:08-2
>
> B: un:d wenn ich dort abgelehnt werde - die zweitbeste Wahl. 00:44:10-3

Gerade zu Beginn der Karriere lasse sich jedoch meist noch nicht so sehr nach eigenen Kriterien oder einer Strategie veröffentlichen (I1: Z. 366; I5: Z. 756f.; I8: Z. 657ff.)

Als weitere Kriterien wurden die thematische Ausrichtung des Verlages (I7: Z. 755) beziehungsweise der Zeitschrift (I1: Z. 404ff.) sowie die Sichtbarkeit von Publikationen genannt, die jedoch Unterschiedliches bedeuten kann: Definierte sie InterviewpartnerIn 4 (I4: Z. 469-471) einfach als

> D: - ä:hm ((räuspert sich)) - ja, aber im Prinzip - ist es natürlich geglückt, wenn man - ä:h das Gefühl hat, das:s man den Artikel dort untergebracht hat, wo man wo man ihn auch selber sieht, also 00:17:14-9

beschreibt InterviewpartnerIn 8 mögliche Sichtbarkeit als Findbarkeit in JSTOR (I8: Z. 646ff.). InterviewpartnerIn 6 benennt zudem ein professionelles und langjähriges Vertrauensverhältniss als wichtig für seine Publikationen (I6: Z. 426ff.). Renommee schließt zum Beispiel auch mit ein, dass fremdsprachige LiteraturwissenschaftlerInnen versuchen, Publikationen in zum Beispiel amerikanischen Verlagen beziehungsweise Zeitschriften (I5: Z. 730ff.; I8: Z. 701ff.) zu veröffentlichen.

Über Peer-Review oder die Ermittlung eines Impact Factor wird in lediglich zwei Interviews erwähnt, dass dies in den Geisteswissenschaften noch nicht üblich sei, aber in letzter Zeit zunehme (I1: Z. 345ff.; I5: Z. 709ff.)

Unter den Publikationsformen hat die Monografie den eindeutig höchsten Status, wie bereits in Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien' ausgeführt wurde und folgende Passage noch einmal illustriert (I5: Z. 774-795):

> I: mhm mhm und so das Verhältnis ähm - Artike:l, Sammelbandartike:l, Monografien, wie würden Sie das einschätzen, einerseits von der Menge, andererseits von der Relevanz, also ich hat jetzt auch von einem - Literaturwissenschaftler gehört "Monografien - immer noch das non plus ultra-" 00:23:32-6 00:23:32-6
>
> E: das würd ich unterschreiben ((lacht)) 00:23:34-8
>
> I: mhm 00:23:36-5
>
> E: ja, wobei - nun die meiste:n Geisteswissenschaftle:r, ich b- bin ja jetzt nun im Stadium der Privatdozentin, die haben ihre Dissertation und ihre - ähm Habilitation und dan:n, also ich hab auch noch drei Sammelbände, aber - ne dritte Monografie haben wir eben - zu dem Zeitpunkt eigentlich die wenigsten 00:23:55-3
>
> I: ja - mhm - 00:23:57-5
>
> E: aber würd ich auch so einschätzen, ne Monografie - 00:23:59-0
>
> I: mhm 00:23:59-0
>
> E: zählt immernoch am meisten. - dann glaub ich das:s ähm Artikel in Fachzeitschriften me:hr zählen, als Artikel in Sammelbänden 00:24:07-8

Neben den Monografien sind Zeitschriftenartikel also gut angesehen, während die meisten InterviewpartnerInnen von Sammelbandaufsätzen eher weniger Renommee erwarten (I6: Z. 944; I7: Z. 802/818). Sammelbände entstehen am häufigsten nach Tagungen (I2: Z. 1240ff.; I3: Z. 347ff. und 510; I4: Z. 297ff.). Trotz des geringen Renommees werden viele Aufsätze in

Sammelbänden veröffentlicht; Begründungen hierfür waren die begrenzten Möglichkeiten am Beginn der Karriere (I5: Z. 702; I8: Z. 633ff.) – ein Aufsatz in einem Tagungssammelband sei leichter zu bekommen als ein Artikel in einer renommierten Zeitschrift –, sowie der geringere Aufwand durch die kritischere Korrektur in Zeitschriften (I7: Z. 776).

Publizieren in Kürze:

- → Ausschließlich elektronisches Publizieren ist unüblich, außer bei Rezensionen; Hybridpublikationen sind üblicher
- → Die Nutzung von elektronischen Publikationen ist uneinheitlich
- → reine Online-Zeitschriften gibt es laut InterviewpartnerInnen in den Geisteswissenschaften nicht
- → Die Wahl der Zeitschrift beziehungsweise des Verlags erfolgt nach ‚gewusstem' Renommee
- → Sammelbände stellen als Publikationsform eine gute Einstiegsmöglichkeit zu Beginn der Karriere dar, sind aber weitaus weniger angesehen als Zeitschriftenaufsätze
- → Monografien haben den höchsten Status unter den Publikationsformen

5.5 Kommunikation

„Die Wissenschaftskommunikation der Zukunft hat bereits begonnen."[67] So zumindest Dr. Rafael Ball, zu diesem Zeitpunkt noch Leiter der Zentralbibliothek des Forschungszentrums Jülich, im Jahr 2007. Er fährt fort:

„Im Zeitalter von E-Science, der ‚Wissenschaft aus der Steckdose', ist Wissenschaftskommunikation zu einem ganzheitlichen Ansatz aus Informationsversorgung, wissenschaftlichen Inhalten, Aufbereitung und Publikation von wissenschaftlichen Erkenntnissen sowie der Implementierung von Strukturen für die Langzeit-Verfügbarkeit geworden."

Lässt sich diese Interpretation in den Interviews wiederfinden? Auf die Nutzung elektronischer wissenschaftlicher Inhalte wurde bereits in Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien' eingegangen, die allgemeine Nutzung Neuer Medien wird in Kapitel 5.11 thematisiert werden

[67] Ball, Rafael (2007) Wissenschaftskommunikation der Zukunft. Vorwort, in: Wissenschaftskommunikation der Zukunft. 4. Konferenz der Zentralbibliothek Forschungszentrum Jülich, Schriften des Forschungszentrum Jülich, Reihe Bibliothek / Library, Band 18, S.7.

und das Publikationsverhalten in den Geisteswissenschaften ist in Kapitel 5.4 näher betrachtet worden. An dieser Stelle soll demnach auf die direkte Kommunikation in Form von verbaler Auseinandersetzung der befragten WissenschaftlerInnen mit KollegInnen und anderen Personen zu sprechen kommen. Auf welche Weise – das heißt: Mit welcher Technik und zu welcher Gelegenheit – kommunizieren diese mit wem?

Am ausführlichsten thematisieren die InterviewpartnerInnen Kommunikation mit anderen WissenschaftlerInnen. Daneben ist die Kommunikation mit Studierenden beziehungsweise im Fall der befragten PrivatdozentInnen und ProfessorInnen mit DoktorandInnen ein wesentlicher Anteil der Kommunikation. Während der Bereich der Kommunikation mit anderen WissenschaftlerInnen jedoch gewissermaßen zwischen Forschung und Universitätsbetrieb steht, gehört die Kommunikation mit Studierenden und DoktorandInnen eindeutig zum universitären Lehr- und Geschäftsbereich. In diesem Zusammenhang wird auch die Kommunikation mit anderen Personen, etwa Hilfskräften, MitarbeiterInnen und auch FachreferentInnen der Bibliothek, genannt.

Mit anderen WissenschaftlerInnen wird sowohl online als auch ‚offline' über Inhaltliches und Organisatorisches kommuniziert. Organisierte ‚reale' Kontakte in Form von Tagungen stellen für die meisten InterviewpartnerInnen immer noch die wichtigste Form des Austausches und der Möglichkeit Kontakte zu knüpfen dar (I2: Z. 64; Z. 987ff.; I3: Z. 504ff.; I4: Z. 270; I5: Z. 840ff.;) – InterviewpartnerIn 4 bemerkte sogar, dass Tagungen an Stellenwert gewonnen hätten (I3: Z. 286 – 293):

> D: **nö also** - Tagungen - ist und bleibt wichtig. Ich glaub auch nicht, dass de:s - äh in den letzten- also ich kanns jetzt nur für die letzten zehn Jahre sagen, dass es jetzt äh (irgendwie) an Stellenwert verloren hätte. 00:10:04-6
>
> I: mhm 00:10:04-6
>
> D: ganz im Gegenteil. Ich hab - das Gefühl, dass e:s - heutzutage mehr Tagungen gibt - denn je 00:10:09-4

Lediglich InterviewpartnerIn 6 bemerkte, dass Tagungen weniger wichtig würden, begründet dies jedoch selbst mit dem fortgeschrittenen Stadium der Karriere. Um aktiv Kontakte zu knüpfen und sich ein Netzwerk zu bilden beziehungsweise das gewonnene zu erhalten, scheinen Tagungsbesuche unerlässlich zu sein. Tagungen stellen für die InterviewpartnerInnen beispielsweise dar: Kommunikationsorte am Beginn der wissenschaftlichen Karriere (I3: Z. 506ff.), Möglichkeiten der Netzwerkbildung (I5: Z. 846f.), Möglichkeiten, Themen zu erfassen, die ‚in der Luft liegen' (I2: Z. 994; I5: Z. 853), Möglichkeiten zu verstehen, wer wie positioniert ist (I5: Z. 857), Möglichkeiten, andere

Projekte am Rande zu besprechen (I7: Z. 306ff; I8: Z. 281f.) oder gerade am Beginn der wissenschaftlichen Karriere Möglichkeiten zu publizieren (I3: Z. 377).

Neben dem Tagungsprogramm sind also informelle Kontakte und Gespräche auf Tagungen wichtig (I2: Z. 1296-1301):

> I: ode:r schreiben Sie auch häufiger mal Leute an, die Sie noch nicht kennen? 00:45:57-1
>
> B: ja auch. Also aber das wichtigste sind Tagungen. Also rückblickend die letzten wen ich neu wirklich kennengelernt habe, die habe ich auf Tagungen kennengelernt. 00:46:04-4

Ähnliches spiegelt sich auch in den Kontakten an der Universität wieder. Zwei InterviewpartnerInnen (I3: Z. 529ff; I8: Z. 254) erwähnten die Rolle von Kolloquien und Arbeitstreffen an der Universität, einige jedoch thematisierten die Bedeutung informeller Gespräche (I3: Z. 530ff.; I8: Z. 231ff.), ob zu mehreren oder zu zweit, ob organisatorisch oder inhaltlich (I7: Z. 251ff.):

> G: Und sowohl in der Uni irgendwie auf dem Gang als auch, was weiß ich, in der in der Stadt in der Kneipe und dann redet man so darüber, was man macht und dann entstehen da einfach so Ideen. Ja, es sind irgendwie also äh:m möchte nicht wissen, wieviel in Konstanz insgesamt, wie viele so Forschungsprojekte äh, was weiß ich, in der Gaststätte A entstanden sind 00:10:08-5

Online kommuniziert wird per Email für Kommunikation zwischen zwei Personen oder in kleineren Zusammenhängen (siehe unten). H-Soz-u-Kult als Emailliste der Geschichtswissenschaften hat, wie InterviewpartnerIn 4 es formuliert, eine Monopolstellung inne und wird von allen InterviewpartnerInnen – auch den literaturwissenschaftlichen – benannt (I4: Z. 176-178):

> D: Und in Deutschland gibt's halt - äh dieses (HSoz..) und äh die haben da schon zumindest was die Geis- äh Geschichtswissenschaften - angeht - so ne Art wie Monopolstellung 00:05:58-0

Für die HistorikerInnen unter den InterviewpartnerInnen ist H-Soz-u-Kult zentral und seit einigen Jahren auch allgemein anerkannter Standard. Andere Emaillisten werden nahezu nicht genannt, lediglich H-Germanistik wird als literaturwissenschaftlicher Ableger von H-Soz-u-Kult einmal genannt.

‚Wissenschaft aus der Steckdose' wird – so lässt sich zusammenfassen – insofern betrieben, als der Großteil der Kommunikation über Email läuft (I1: Z. 1349-1269):

> Ä:hm und dann geht das alles per E-Mail.
>
> I: mhm
>
> A: also - die Zeiten wo man auch Publikationsanfragen noch mit einem Brief begleitet hat, das das das ist vorbei.
>
> I: mhm mhm
>
> A: Also s:o konservativ sind wir dann doch nicht. Also auch - die Generation gibt es eigentlich schon nicht mehr. Es gibt keine Zeitschriftenherausgeber mehr, di:e - vor fünf Jahren war es sogar noch ein bisschen anders, da hat man schon beim Erstkontakt das erstmal s:o über ein Papier hingeschickt, und dann kam die typische Antwort, „schicken Sie es uns bitte nochmal als Dokument“. Dann hat man das auch gemacht, aber man hat- wollte erstmal so klassisch.
>
> I: ja ja
>
> A: aber inzwischen - egal welche Zeitschrift, welche Höhenlagen immer per E-mail mit Attachment #00:48:38-6#

Ein weiteres Beispiel ist die Vermittlung von Kontakten bei InterviewpartnerIn 2 (I2: Z. 1323-1334):

> Jemand schreibt mich a:n," ich hab einen Doktoranden, der macht das, darf ich Ihre E-mail weitergeben?" Ich schreib jemanden a:n "an Ihrem Institut arbeitet doch jemand, der das und das macht, oder gemacht hat." Manchmal findet man die Leute auch nicht, dann schreibt man (der) nächst:bekannten Kontaktperson. Äh:m oder Freunde schreiben "ich bin jetzt an der Uni soundso, hab jemand grad kennengelernt, der macht was du machst - und dann gibt man die E-mail weiter. 00:47:22-0
>
> I: ja ja 00:47:22-0
>
> B: also solche - Sachen sind auch ziemlich wichtig. Das ist dann fast ausschließlich E-mail. 00:47:27-2

Emails werden in der Regel mehrmals am Tag abgerufen und bei fast allen beginnt der Arbeitsalltag mit dem Lesen von Emails (I2: Z. 35; I3: Z. 33f.; I4: Z. 19ff.; I5: Z. 19; I6: Z. 38f.; I7: Z. 51ff.; I8: Z. 27ff.). Organisatorische Dinge werden je nach Belieben per Email oder auch per Telefon geklärt. Die Vorzüge und Nachteile von Emails wurden in manchen Interviews ebenfalls gestreift, wie zum Beispiel der Zwang zum präziseren Ausformulieren im Gegensatz zu einem Telefongespräch (I8: Z. 239f.), sowie die begrenzte Möglichkeit des Austauschs (I5: Z. 882). Lediglich in einem Interview wurde jedoch eine deutliche Abneigung gegenüber Email geäußert (I6: Z. 910ff.). Als weitere Veränderung wird von InterviewpartnerIn 1 bemerkt, dass vor wenigen Jahren Publikationsanfragen noch immer per Brief liefen, es heute aber schon üblich sei, diese per Mail zu versenden. Im Zusammenhang

mit Emailkommunikation wird jedoch die Notwendigkeit des Rückzugs aus Kommunikation thematisiert (I1: Z. 46ff.), da diese seit der Nutzung von Email zunehmend Zeit beanspruche. InterviewpartnerIn 8 beschreibt ihren Arbeitsalltag hingegen als ständigen Wechsel zwischen verschiedenen Orten und Formen der Kommunikation (I8: Z. 231ff.). Deutlich ist also, dass Email als Kommunikationsmedium nahezu lückenlos akzeptiert ist, die Veränderungen positiver wie negativer Art jedoch genau registriert werden.

Andere Formen der Onlinekommunikation wie Onlinekonferenzen, Onlineplattformen, Blogs oder ähnliches werden allerdings eher nicht genutzt (I1: Z. 190; I2: Z22ff; I4: Z. 122ff; I6: Z. 54ff.; I8: Z. 97-147) – weder um Kontakte zu knüpfen noch um sich über wissenschaftliche Inhalte auszutauschen. Lediglich InterviewpartnerIn 8 hatte bereits einmal an einer Onlinekonferenz teilgenommen (I8: Z. 75f.), betont aber, dass das nicht Alltag sei. Andererseits wurde auch Skepsis (I7: Z. 106f.) geäußert, ob diese Formen den Geisteswissenschaften überhaupt angemessen seien. InterviewpartnerIn 2 betont jedoch die Rolle von persönlichen Homepages etwa von Institutsseiten zur Recherche und Information über andere WissenschaftlerInnen (I2: Z. 1347-1360):

> B: Homepages spielen ne Rolle 00:47:41-5
>
> I: aha 00:47:40-9
>
> B: also wenn ma:n guckt, wenn man einen Aufsatz liest und sich überlegt, will man einen Kontakt haben, ist di:e persönliche Homepage die - erste Anlaufstelle. 00:47:49-8
>
> I: mhm 00:47:49-8
>
> B: wenn ich jemanden gar nicht kenne. Wenn ic:h hier am Schreibtisch sitze, einen Aufsatz lese, der gefällt mir, oder der provoziert meinen Widerspruch, und dan:n denke ich "h:m will ich Kontakt haben" und kenn eben den oder die gar nicht, dann ist der erste griff di:e persönliche Homepage. 00:48:03-2

Das Telefon wird ebenfalls zur Kommunikation genutzt (I5: Z. 878ff; I6: Z. 894), allerdings in sehr unterschiedlichem Ausmaß und weitaus weniger als Email. Je mehr Email genutzt wird, desto weniger wird telefoniert.

Weitere Themen in Bezug auf Kommunikation, die von einzelnen InterviewpartnerInnen selbst aufgebracht wurden, sind die Sensibilität von Kommunikation, das heißt die heikle Frage, wem welche Inhalte vor ihrer Publikation schon mitgeteilt oder geschickt werden (I1: 1232f.; I5: Z. 899ff.), sowie auf der anderen Seite gerade der Mehrwert inhaltlichen Austauschs in Kolloquien (I3: Z. 536; I5: Z. 945-957):

> Dass es aber ganz klar ist, wenn man in nem Forschungszusammenhang steht, also wir haben hier auch ein sehr lebendiges Forschungskolloquium 00:29:22-2
>
> I: mhm 00:29:22-2
>
> E: da ist ganz klar, dass sich Ideen gegenseitig befruchten und ich finde auch, dass man von so nem Austausch eigentlich immer mehr profitiert - 00:29:28-3
>
> I: mhm 00:29:28-3
>
> E: als dass es einen jetzt irgendwie - bedroht, weil einer ne Idee klaut. Das machen die Leute in der Regel auch nicht 00:29:34-8

Eine besondere Form der wissenschaftlichen Kommunikation ist das gemeinsame Schreiben. 6 von 8 InterviewpartnerInnen thematisieren, dass es in den Geisteswissenschaften eher unüblich sei gemeinsame Texte zu verfassen (I2: Z. 123 und 197ff.; I5: 945; I6: Z. 1010; I7: Z. 346; I8: 324ff.) – InterviewpartnerIn 8 nennt explizit Publikationslisten in Berufungsverfahren als Hinderungsgrund. Allerdings hatten alle dieser InterviewpartnerInnen bereits Erfahrung mit gemeinsamen Schreiben gemacht (I1: Z. 1271ff., I2: Z. 199, I6: Z. 1014, I7: Z. 350ff., I8: Z. 324ff.), wobei die positiven Erfahrungen in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen überwogen. Technisch werden von allen die Funktion ‚Änderungen nachverfolgen' im Textverarbeitungsprogramm Word genutzt und Textteile per Email zwischen den Schreibenden hin- und hergeschickt. Diese technische Form des kollaborativen Arbeitens wird als erfolgreich eingestuft, jedoch werden auch Nachteile bemerkt. Wikis oder andere Online-Möglichkeiten des gemeinsamen Schreibens werden allerdings nicht genutzt, jedoch teilweise als interessant und ausprobierenswert befunden (I8: Z. 363). Zusätzlich werden von manchen InterviewpartnerInnen noch Gespräche per Telefon oder persönlich geführt, um über den gemeinsamen Text zu sprechen (I2: Z. 246ff.; I8: Z. 321ff.). Die Textform, für die gemeinsames Schreiben am praktischsten und erfolgreichsten erscheint, sind Projektanträge (I2: Z. 115ff.; I7: Z. 341); gemeinsame wissenschaftliche Texte bergen als Textform mehr Probleme. InterviewpartnerIn 2 nannte Editionsprojekte zudem als Arbeitsgebiet, das von neuen technischen Möglichkeiten profitieren könne, da dort meist viele WissenschaftlerInnen über einen längeren Zeitraum an einem Text arbeiten würden (I2: Z. 266-318).

Da die Praktik Schreiben, die von vielen der InterviewpartnerInnen (siehe Kapitel 5.2.2.7 ‚Schreiben') als zentral im Forschungsprozess angesehen wird, der individuellen Standardisierungen unterliegt, ist bemerkenswert, dass die meisten WissenschaftlerInnen diese Form kollaborativen Arbeitens trotz anscheinend fehlender Anerkennung im Karriereprozess schon mindestens einmal ausprobiert haben.

Andere KommunikationspartnerInnen sind Studierende und gegebenenfalls DoktorandInnen; in diesem Zusammenhang werden die Kommunikation im Seminar (siehe Kapitel 5.6 ‚Lehren'), die Sprechstunden, E-Learning (siehe Kapitel 5.6 ‚Lehren') sowie Nachwuchsförderung (I5: Z. 858ff.) thematisiert. Sprechstunden und Gespräche mit Doktoranden werden dabei von vier InterviewpartnerInnen als intensiver Austausch beschrieben (I1: Z. 70; I5: Z. 962f.; I6: Z. 83ff.; I8: Z. 955ff.), der während des Semesters viel Raum einnehme und auch über die Sprechstundenzeiten hinaus gehe.

Darüber hinaus wird die Kommunikation mit studentischen Hilfskräften sowie MitarbeiterInnen genannt. Neben dem Austausch mit anderen WissenschaftlerInnen und der Betreuung von Studierenden kommt also eine dritte Kommunikationsform hinzu: die Erteilung von Arbeitsaufträgen. Alle InterviewpartnerInnen mit Habilitation beschrieben, dass (studentische) Hilfskräfte in der Regel den WissenschaftlerInnen bei Recherchen zuarbeiten (I1: Z. 949 und 1721; I5: Z. 128ff.; I6: Z. 550; I7: Z. 1705), die Literatur beschaffen und sie gegebenenfalls in einem Literaturverwaltungsprogramm verwalten (I6: Z. 620ff.). Niemand erwähnte, dass die Hilfskräfte für diese Arbeiten von den InterviewpartnerInnen geschult würden – da diese Arbeiten ein hohes Maß an Informationskompetenz und Wissen in der Bibliotheksbenutzung voraussetzen, ist hier eine Zielgruppe von Kursen für Informationskompetenz und gezielten Fachschulungen auszumachen. Zwei InterviewpartnerInnen erkennen die hohe Kompetenz in der Literaturrecherche der Hilfskräfte an (I1: Z. 949; I5: Z. 137); die meisten thematisieren allerdings die Schwierigkeiten im Erteilen von Rechercheaufträgen (I5: Z. 1289; I6: Z. 550). InterviewpartnerIn 5 beschreibt, dass diese Kommunikationsstruktur im Verlauf der eigenen wissenschaftlichen Karriere erst erlernt werden muss (I5: Z. 217ff.): Wie weit und wie präzise vergebe ich Rechercheaufträge? Wie sehr vertraue ich in diesem Punkt meinen Hilfskräften?

Zusammenfassend kann man sagen, dass – wie in anderen Bereichen auch – die Kommunikation von und zwischen GeisteswissenschaftlerInnen vielfältig erfolgt. Während Email einen allgemein akzeptierter Standard und die Grundlage des alltäglichen Austausch darstellt, werden andere Formen der Kommunikation wie Tagungen (noch?) nicht in die digitale Welt verlegt. Tagungen sind neben dem wissenschaftlichen Austausch für die InterviewpartnerInnen in erster Linie Netzwerkmöglichkeiten sowie die Chance, sich persönlich über laufende oder entstehende Projekte auszutauschen. Neben den Formen des wissenschaftlichen Austausches ist der Alltag der InterviewpartnerInnen an der Universität zudem von Kommunikation mit vielen anderen Personen geprägt, in erster Linie Studierenden beziehungsweise studentischen Hilfskräften (I 1: 6:24):

A: und solche Tage, die können dann auch damit beginnen, als erstes E-Mails- ich mein das sind immer kleinere und () kleinere äh:m Arbeitsschnitte.

I: mhm

A: zum Teil halt irgendwas mit den stud- ä:h studentische Anfragen beantworten, die Hilfskräfte instruieren, irgendetwas in den elektronischen Semesterapparat zu stellen ode:r die Sekretärin zu bitten auf der Homepage bekannt zu machen, dass äh:m di:e Klausuren korrigiert sind un:d ä:h dann halt die Seminare vorbereiten, hier her fahren, Seminar halten - oder also (was weiß ich), montags vorbereiten, dienstags noch zwei halten, mittwochs irgendwie so gemischt ((atmet ein)) und zwischendrin noch eine Kommissionssitzung. Äh:m dann, was weiß ich, gemeinsames Mittagessen mit den Kollegen und so und ä:h das- solche Tage sehen halt ganz anders aus, dann hat man am Ende nichts geschrieben. #00:06:24-2# #00:06:24-0#

Kommunikation in Kürze:

→ Technisch wird in erster Linie per Email kommuniziert; ‚Offline-Kontakte' und persönliche Treffen sind jedoch nicht zu ersetzen

→ Tagungen sind zentral

→ Die Kommunikation mit anderen WissenschaftlerInnen steht im Vordergrund, auch wenn Kommunikationsformen mit anderen Universitätsangehörigen zum Alltag gehören.

5.6 Lehren

Für die InterviewpartnerInnen ist das wichtigste Ziel der Lehre eine über den konkreten Inhalt hinausgehende Vermittlung von Fähigkeiten. Studierende sollen einerseits den wissenschaftlichen Umgang mit Primärmaterialien erlernen (I2: Z. 407ff.; I5: Z. 551ff.), andererseits lernen, Inhalte in ihre Methodik und ihren Kontext einordnen zu können (I3: Z. 268; I5: Z. 562f.; I7: Z. 1966ff.; I8: Z. 774). Interesse für die Forschungsdiskussion und den Kontext des behandelten Themas zu vermitteln ist einigen InterviewpartnerInnen sehr wichtig; nur wer während des Studiums dieses Interesse und diesen Horizont für die behandelten Themen und Texte erlernt, ist auf dem Weg zum wissenschaftlichen Denken. Welchen Stellenwert die Lehre jedoch innehat, ist unterschiedlich ausgeprägt – Lehrzeit nimmt Forschungszeit. Nur InterviewpartnerIn 5 äußert explizit, dass die Lehre gerade glücklicherweise viel Zeit in Anspruch nehme (I5: Z. 59ff.).

Im Zentrum der Lehre stehen in erster Linie die Diskussion (I7: Z. 590), das Feedback (I6: Z. 1159), das persönliche Gespräch in der Sprechstunde (I6: Z. 83f.; I8: Z. 955f.), der Dialog (I1: Z. 1674) und die Textdiskussion (I7: Z. 604). Immer wieder wird der Diskussionseinstieg als springender Punkt in der Seminarsituation genannt (I7: Z. 592; I8: Z. 1387f.), wie InterviewpartnerIn 5 beschreibt (I5: Z: 670-681):

> E: das ist auch was, was ich viel mehr gelernt hab, also man kann n Text noch so gut gelesen haben und noch so viel selber dazu wissen, wenn man sich nicht auch v:ersucht zu vergegenwärtigen, wie man das im Seminar bespricht, dann - funktionierts nicht so gut. 00:20:21-7
>
> I: o.k, ja, also das Didaktische ist dann schon auch sehr wichtig 00:20:26-3
>
> E: ja, wie kriegt man die Leute ans Reden 00:20:27-0
>
> I: ja 00:20:27-0
>
> E: und ans Denken über den Roman, also sonst wird's n Vorlesungsstil - 00:20:31-2

Einige InterviewpartnerInnen machen sich sehr viele didaktische Überlegungen und versuchen, ihre Lehre so zu gestalten, dass die Studierenden auch etwas davon mitnehmen. Dies kann die Diskussion von aktuellen Forschungsaufsätzen (I5: Z. 607; I8: Z. 763ff.), der Einsatz von Multimedia in der Vorlesung (I6: Z. 1172ff.), Gruppenarbeit oder eine anregende Frage zu Beginn des Seminars (I5: Z. 660), das Ausprobieren neuer Seminarformate in Workshopform (I7: Z. 658ff.), der Gang ins Archiv (I2: Z. 447f.) oder Ähnliches sein.

Auch ist wichtig, dass Studierende in Berührung mit Originalmaterialien kommen (I2: Z. 447f.), ein Gespür für die Materialien entwickeln (I3: Z.959; I7: Z: 2008; I8: Z. 798f.), sowie lernen, den eigenen Beobachtungen in der Bearbeitung der Materialien zu trauen beziehungsweise ein eigenes Instrumentarium zu entwickeln (I5: Z. 556). In diesem Sinne konstatiert InterviewpartnerIn 1, dass man während eines (engagierten) Studiums – außer in Bezug auf Qualität und Zeit – im Grunde genommen das Gleiche mache wie in der Forschung (I1: Z. 625f.).

Dementsprechend müssen die oben beschriebenen Praktiken neben den Inhalten in der Lehre vermittelt werden. Da diese eben nicht einem generalisierbaren Muster entsprechen, gilt es, die Studierenden zum Erlernen eigener Praktiken anzuhalten. Die Schwierigkeit dabei ist, den Studierenden gleichzeitig Individualität in der Herangehensweise und wissenschaftliche Kompetenz und Präzision zu vermitteln. Denn auch wenn, wie oben beschrieben, die Praktiken nicht generalisierbar sind, so sind sie auch nicht vollkommen individuell. Dies beschreibt Marie A. Glaser in Bezug auf die historische Entwicklung von Lesestilen in den Literaturwissenschaften: „Die Praxis der ‚Profis' wird von den Praktiken ‚normaler'

LeserInnen verschieden inszeniert: So kann erst nach einem ‚Bruch' mit dem voruniversitären Lektürestil in den professionellen Stil der *community* eingeführt werden."[68] Dieser Stil zeichne sich aus durch Distanz zum Gelesenen, die durch bestimmte Techniken in den Lektürepraktiken hergestellt wird, wie zum Beispiel wiederholtes Lesen einzelner Textstellen oder das Lesen mit dem Bleistift in der Hand. Ähnliches wird auch von den InterviewpartnerInnen erläutert (siehe Kapitel 5.2.2.3 ‚Lesen'). Das Einführen in den Lesestil der wissenschaftlichen Kultur mit gleichzeitigem Erlernen eines eigenen Instrumentariums stellt also eine beispielhafte Herausforderung in der Hochschuldidaktik dar, die das Lehren von Inhalten, aber auch von geisteswissenschaftlichen Arbeitsstilen beinhaltet.

InterviewpartnerIn 5 beschreibt die didaktischen Bemühungen in Bezug auf die Vermittlung von Kompetenz mit Primärmaterialien folgendermaßen (I5: Z: 568-589):

> E: - und äh ja, ähnlich ist auch da, dass ich eigentlich immer ne Mischung mache, aus reinen Theoriesitzungen und Sitzungen, wo wir uns mit den Primärtexten beschäftigen 00:17:25-5
>
> I: mhm 00:17:25-5
>
> E: damit sie eben auch so n Instrumentarium - entwickeln 00:17:28-9
>
> I: ja ja 00:17:28-9
>
> E: aber immer rückgebunden auch an den Text, weil meine Erfahrung ist, dass sie da viel mehr von haben. 00:17:34-6
>
> I: ah ja hm 00:17:35-8
>
> E: nicht, also Poststrukturalismus erklärt zu bekommen, das ist auch - oder wir hattens jetzt in der Einführung ist ja auch sehr schwer zu verstehen (" feminine") 00:17:45-4
>
> I: mhm mhm 00:17:45-4
>
> E: und wenn man das an textuellen Beispielen - deutlich macht, dann klickt es viel eher 00:17:49-5

Ein weiterer Weg, attraktive Lehre anzubieten, ist die Verbindung mit eigenen Forschungsinteressen. Vier InterviewpartnerInnen erwähnten die enge Anbindung der Lehre an die Forschung (I2: Z. 381; I3: Z. 253; I5: Z. 1206f.; I7: Z. 428), die einerseits dazu dient, den Studierenden zu ermöglichen, mit aktuellen Forschungsthemen in Berührung zu kommen, andererseits die eigene Vorbereitung für die Lehre erleichtert. InterviewpartnerIn 7 betonte zudem, dass aus gelingenden forschungsnahen Seminaren häufig auch Impulse für das eigene Arbeiten entsprängen (I7: Z. 544). Allerdings müsse darauf geachtet werden, dass die Lehre

[68] Glaser, Marie A. (2004) Grenz-Lektüren – zu den kulturellen Praktiken der Literaturwissenschaft, S. 101.

nicht zu nahe an der eigenen Forschung (I3: Z. 257) beziehungsweise zu speziell und in der Wahrnehmung der Studierenden abseitig sei (I7: Z. 476).

Auch die Fähigkeit, durchdacht und sinnvoll bibliografieren zu können, ist für zumindest drei InterviewpartnerInnen explizites Lernziel von Seminaren (I2: Z. 1951ff.; I5: Z. 1439; I7: Z. 1934f.). InterviewpartnerIn 2 macht sich in diesem Zusammenhang explizit didaktische Gedanken (I2: Z. 1979-1981):

> Äh:m aber doch in dem Sinne, dass man sich - reflektiert, "was werden meine Studenten vermutlich machen? Wo kann man mit ihnen gut thematisiere:n - was was bringt?" 01:09:53-4

Auch wenn die Lehrenden also sich viele didaktische Gedanken machen, steht und fällt, laut InterviewpartnerIn 7, jedoch das Gelingen des Seminars mit der Vorbereitung und der Qualität der Studierenden selbst (I7: Z. 634-653):

> G: Sondern da geht's wirklich um dann den konkreten äh das konkrete Gespräch oder äh den konkreten (die konkrete) Diskussion ähm - - also das ist eher das Entscheidende ähm - klar also w:as so d-dass die grundsätzlichen F o r m a t e betrifft, mit denen wir so arbeiten also dieses irgendwie R e f e r a t und Diskussion und Hausarbeit und so, da hat man natürlich, das ist natürlich auch von Seminar zu Seminar unterschiedlich äh hat man schon manchmal das Gefühl irgendwie, dass das überhaupt nicht funktioniert. Also, es gibt beide Seiten. Es gibt einmal, dass dass man sagt, okay man legt jetzt ein Schwergewicht auf Referate und ähm das führt dann dazu, dass die Sachen ähm dass irgendwie die Kommilitonen dann nicht zuhören, (weil nicht also so ein Stichwort Negativstichwort irgendwie) der der studentischen Ringvorlesung, das will man natürlich nicht. Andererseits ähm kann man auch sagen, gut man macht so 'ne Sitzung ganz ohne Referat und diskutiert nur die Texte. Das ist dann aber immer ziemlich stark davon abhängig, ob die Texte gelesen wurden. Kann man also auch nicht richtig 00:23:04-9
>
> I: Ja ja 00:23:05-7
>
> G: voraussehen. Und äh:m gut und da kann man sich natürlich so einige didaktische Kniffe überlegen, also sei es Gruppenarbeit oder andere Sachen. Ähm ich kann da jetzt keine grundsätzliche Aussage treffen, irgendwie, ob jetzt bestimmte Sachen wirklich funktionieren oder besser funktionieren als andere.

Trotz dieser Unwägbarkeiten wird die Lehre also selbstverständlich inhaltlich und didaktisch von den InterviewpartnerInnen vorbereitet (I2: Z. 385f.; I4: Z. 1147f.; I5: Z. 59f.; I7: Z. 590), wie InterviewpartnerIn 7 berichtet (I7: Z. 571-599):

> Äh:m wobei man natürlich auch dazu sagen muss, ähm also die Art der der Intensität der Vorbereitung also wie stark man ins Detail geht ähm dass, da gibt es sozusagen keine klare, keine direkte Verbindung irgendwie zur zur Qualität der Lehre unbedingt 00:20:17-5
>
> I: Mhm <<erstaunt>> 00:20:18-2

G: also ähm also mir geht es manchmal so, dass ich das Gefühl habe, je besser ich vorbereitet bin ähm desto ge- ähm desto äh desto genaueren Plan hab' ich dann im Kopf davon 00:20:28-1

I: Ja 00:20:28-2

G: was in einer Seminarsitzung irgendwie alles passier'n soll. Dann werd' ich irgendwie ungeduldig oder so und ähm dadurch ähm würg' ich vielleicht die Diskussio:n schneller ab oder so. Also manchmal ist das, das kann auch ein Problem sein, nicht? 00:20:41-5

I: Ah, okay, ja 00:20:42-3

G: Also äh äh manchmal ist es ganz schlau ähm sich vielleicht detailliert vorzubereiten, aber dann die Sachen eher eher wieder zu vergessen und dann irgendwie ähm zu versuchen wirklich ähm einfach im Seminar 'ne Situation äh entstehen zu lassen, in der ein wirklich äh:m ja die Leute halt selber darauf kommen. 00:20:58-9

I: Mhm mhm 00:20:59-4

G: Ähm, was daran interessant sein kann, an den Themen und so. Manchmal ist das dann die Gefahr, nicht, wenn man dann einfach zu genau weiß, wo man hin will (und so). 00:21:05-8

Drei InterviewpartnerInnen berichten zudem von aktiver didaktischer Fortbildung (I5: Z. 645f.; I7: Z. 609f.; I8: Z. 770f.). Technisch setzen einige Lehrende Powerpoint (I5: Z. 1396ff.; I6:Z. 1173; I8: Z. 1399), Bilder (I1: Z. 831; I6: Z. 1172; I7: Z. 617 und 1010; I8: Z. 879), Filme (I5: Z. 1394; I6: Z. 1186; I8: Z. 871), Tondokumente (I6: Z. 1184f.) und digitalisierte Quellen (I7: Z. 954) ein. InterviewpartnerIn 7 und 8 betonen, dass dies zu illustrativen Zwecken geschehe (I7: Z. 1010; I8: Z. 882), da einerseits die Gefahr der Vereinfachung von Lehrinhalten (I7: Z. 625f.), andererseits der Interpretation der Medien drohe.

In Bezug auf das E-Learning-System Ilias beziehungsweise den elektronischen Semesterapparat ESEM machen 2 InterviewpartnerInnen (I3; I5) keine Aussage, InterviewpartnerIn 6 sagt, dass keine Erfahrung mit E-Learning vorliege (I6: Z. 1144) und macht keine Aussage zur Nutzung des elektronischen Semesterapparats. Diejenigen InterviewpartnerInnen, die ESEM überhaupt nutzen, nutzen es intensiv und selbstverständlich, teilweise sogar als eigenes Archiv für Texte (I1: Z. 136; I2: Z. 437 und 2032ff.; I4: Z. 1161ff.). Diese InterviewpartnerInnen haben allerdings keine Erfahrung mit E-Learning; InterviewpartnerIn 1 nennt explizit zeitökonomische Gründe als Hinderungsgrund für die Einarbeitung (I1: Z. 1654ff.). Diejenigen InterviewpartnerInnen hingegen, die E-Learning nutzen - einmal Ilias, einmal Moodle -, erwähnen hingegen die elektronischen Semesterapparate nicht (I7: Z. 121f. und 609ff.; I8: Z. 346 und 1367). Auffällig ist somit, dass der Wunsch nach elektronischer Hinterlegung von Dokumenten vorhanden zu sein scheint

und von fünf InterviewpartnerInnen entweder ein E-Learning-System oder der elektronische Semesterapparat zu diesem Zweck genutzt wird.

Der Gebrauch von Internetressourcen unter Studierenden ist ebenfalls ein häufiges Thema und nimmt in Bezug auf die Wahrnehmung von Studierenden einen großen Raum während der Interviews ein. Man kann also davon ausgehen, dass dieses Thema für die InterviewpartnerInnen von relativ hoher Relevanz für die Vermittlung von wissenschaftlichen Inhalten und Arbeitsformen ist. Auf den Umgang mit Wikipedia, der am meisten genannten Internetquelle, sowie auf den zunehmenden Plagiarismus von Studierenden wird im Kapitel 5.11 ‚Neue Medien' eingegangen.

Lehren in Kürze:

→ Die Diskussion steht im Mittelpunkt der Lehre

→ Das Kompetenzvermittlung im Umgang mit Primärmaterialien sowie das Interesse an Forschungsdiskussionen sowie dem Kontext von Inhalten zu wecken, ist ebenfalls zentral

→ Andere Medien als Texte, wie zum Beispiel Bilder, Filme, Musik usw., werden eingesetzt

→ E-Learning hat keinen hohen Stellenwert inne, allerdings hinterlegt die Hälfte der InterviewpartnerInnen ihre Materialien elektronisch

5.7 Disziplinäre Selbstbeschreibungen und wissenschaftliche Sozialisation

Der Charakter und die Aufgabe der Geisteswissenschaften ist in der Literatur über Geisteswissenschaften ein immer wiederkehrendes und gerade auch in den letzten Jahren viel diskutiertes Thema. Da es nicht das Ziel dieser Studie war, zu diesem theoretischen Thema zu forschen, sondern eine Konzentration auf den Arbeitsalltag angestrebt wurde und dies den befragten WissenschaftlerInnen vor den Interviews auch vermittelt wurde, äußern sich die InterviewpartnerInnen relativ wenig zum Selbstverständnis ihrer Disziplin. Trotzdem tauchen tauchen in den Interviews immer wieder explizite Hinweise auf das eigene Fach oder Vergleiche mit anderen Disziplinen auf.

Von drei InterviewpartnerInnen wird das Lesen und Schreiben explizit als Kern der eigenen Disziplin verstanden, als „eigentliche Leistung“ (I5: Z. 441), als „unser Geschäft“ (I6: Z. 315f.), als das, worauf sich „das Begehren richtet“ (I1: Z. 85), als „Ideal, von dem man immer träumt“ (I1: Z. 101). Die Arbeitspraktiken, die also meist zurückgezogen zuhause ausgeübt werden, sind demnach wesentlich in der Wahrnehmung der eigenen Disziplin. Die individuelle Arbeit spielt folglich eine große Rolle, wie Interviewpartnerin 5 berichtet (I5: Z. 423-425):

> aber die eigene Idee, die muss man ja ‚grade in den Geisteswissenschaften, find ich sehr im Schreibprozess - dann selber entwickeln. 00:12:42-3

InterviewpartnerIn 1 beschreibt in diesem Zusammenhang, dass sich gerade die Literaturwissenschaften nur wenig standardisieren lassen und daher die individuelle Wahl der theoretischen und methodischen Herangehensweise zentral sei (I1: Z. 558ff.). Ideenklau könne es daher nicht geben: auch deshalb nicht, da es keine Erkenntnisgrenze gebe, die immer weiter hinaus geschoben werde (I1: Z. 1481ff.).

Die drei weiteren wesentlichen Bereiche, in denen explizite disziplinbezogene Äußerungen auftauchen, sind Interdisziplinarität (siehe Kapitel 5.8 ‚Interdisziplinarität’), das eigene Publikationsverhalten sowie der Bereich Medien. Drei InterviewpartnerInnen hoben die (zentrale) Bedeutung von Büchern für die eigene Disziplin hervor (I1: Z. 185ff.; I4: Z. 566ff.; I8: Z. 444f.), während nahezu alle InterviewpartnerInnen die webbasierten Arbeitsprozesse aus dem Einstiegsbeispiel (siehe Kapitel 5.1 ‚Orte und Zeiten’) ablehnten (siehe Kapitel 5.11 ‚Neue Medien’). Die Wahrnehmung des eigenen Faches als textbezogen und in einem nicht geringen Maße auch printbezogen ist also – trotz des tatsächlichen Gebrauchs verschiedener Bereiche der Neuen Medien, wie zum Beispiel der Informationsplattform H-Soz-u-Kult – nicht zu vernachlässigen. Hierbei wird auch auf die Naturwissenschaften verwiesen, die als stärker medienaffin empfunden werden (I4: Z. 1915f.; I7: Z. 43-46).

Diese Selbsteinschätzung zeigt sich auch daran, dass häufig darauf verwiesen wird, dass Online-Publikationen in der eigenen Disziplin (noch) nicht üblich seien (siehe Kapitel 5.4 ‚Publizieren’). Auch wird von InterviewpartnerIn 5 explizit darauf verwiesen, dass im Gegensatz zu den Naturwissenschaften der Impact-Faktor in den Geisteswissenschaften noch keine Rolle spiele (I5: Z. 709f.).

Publizieren ist auch der Bereich, der in Bezug auf die eigene wissenschaftliche Karriere und Sozialisation am häufigsten explizit thematisiert wurde. Wichtige Aspekte dabei waren: die Bedeutung von Monografien für die eigene Karriere (I1: Z. 792ff.; 32:15; I7: Z. 851f.; siehe Kapitel 5.3. ‚Arbeitsmaterialien’ sowie Kapitel 5.4 ‚Publizieren’), der Status des Verlags der

eigenen Publikationen (I5: Z. 752ff.; I2: Z. 1221), die Publikationsliste (I1: Z. 204; I6: Z. 962ff.; I7: Z. 350-364), sowie die Abhängigkeit der Publikationsmöglichkeiten vom eigenen Status (I1: Z. 361ff.; I6: Z. 388ff.; I8: Z. 631), wie es InterviewpartnerIn 5 formuliert (I5: Z. 696-698):

> E: ((atmet ein und aus)) also - da muss ich jetzt ganz ehrlich sagen, dass das grade a- am Anfang einer wissenschaftlichen Karriere auch viel mit den Chancen zu tun hat, die sich bieten 00:21:20-5

Einen weiteren Bereich in Bezug auf die eigene wissenschaftliche Sozialisation, das heißt auf die Entwicklung als WissenschaftlerIn, stellt die Arbeitszeit dar; diese wird zum einen als sehr knapp empfunden (I4: Z. 124ff. und 883f.; I5: Z. 1201; I6: Z. 170ff.; siehe Kapitel 5.1 ‚Orte und Zeiten'), zum anderen in Bezug auf die Dauer von Forschungsprojekten thematisiert (I2: Z. 1772f.; I4: Z. 120). Die Lernprozesse und Erfahrungen, die man während der wissenschaftlichen Sozialisation durchläuft, wie zum Beispiel das Delegieren von Arbeit an andere (I5: Z. 156), das Erlernen der eigenen Standardisierungen (I3: Z. 629-631) oder der Umgang mit eigenem Wissen in der Lehre (I5: Z. 616-640):

> E: das muss man auf ne ganz andere Ebene runterbrechen und ich finde das lernt man auch mit zunehmender Erfahrung besser, also meine - früheren Seminare, die hab ich sicher noch - viel viel umfangreicher vorbereitet - aber manchmal auch über die Köpfe der Studierenden hinweg und ich glaube, das entspringt am Anfang einer gewissen Angst, dass man das vielleicht selber noch nicht so weiß 00:18:46-2
>
> I: mhm 00:18:46-2
>
> E: also man meint dann, man muss alles über Poststrukturalismus ganz genau - verstanden haben, aber das ist natürlich viel zu viel in so ner Sitzung 00:18:53-7
>
> I: ja 00:18:53-7
>
> E: und ähm ja das kann ich nach fünfzehn Jahren vi:el viel schneller ausm Ärmel schütteln und auch - ähm auf ne viel freiere Art, also ohne das ich da - Texte wiedergebe, sondern 00:19:06-6
>
> I: mhm mhm 00:19:06-6
>
> E: das einfach in eigenen Worten mal - 00:19:08-3
>
> I: ja 00:19:08-3
>
> E: in zwanzig Sätzen sagen kann und das gelingt natürlich am Anfang noch nicht so 00:19:13-6

Aus der Perspektive des eigenen Erfahrungswissens über Arbeitsprozesse wird auch der Arbeitsstil der Studierenden kritisiert oder versucht, den Studierenden Kritik zu vermitteln, sie

also in den Prozess der wissenschaftlichen Sozialisation hereinzuholen (I2: Z. 1389ff.; I5: Z. 556ff.; I7: Z. 1968-1979):

> Das ist natürlich irgendwie so 'ne schö:ne eher altehrwürdige irgendwie Forderung von von Historikern, aber äh:m aber die Auseinander- also dass man ähm die Quellen liest man schon einigermaßen kritisch, aber die Forschungsliteratur eigentlich gar nicht und dass man dass man äh die Forschungsliteratur hinterfragt und diskutiert ähm dass man irgendwie auch e'n gewisses äh: ähm ja nicht nur Interesse, sondern irgendwie also irgendwie auch scharf auf Theorie is' oder auf Methoden irgendwie, das kann ich eigentlich fast nicht feststellen. Und dann ist immer noch der Unterschied un- ähm u- okay, d- das hat natürlich einerseits irgendwie sicherlich irgendwie was mit neuen Medien insofern zu tun als dass äh ähm die Art und Weise wie Geschichte jetzt im im Fernsehen mh, was weiß ich, ZDF History oder so präsentiert wird, ja natürlich genau diese unkritische unreflektierte Art ist.

Disziplinäre Selbstbeschreibung und wissenschaftliche Sozialisation in Kürze:

- → Individuelles Schreiben wird als Kern der Geisteswissenschaften verstanden
- → Der Gebrauch der Neuen Medien wird in Bezug auf die eigene Disziplin beschrieben
- → Publizieren hängt sowohl mit dem Selbstverständnis der Disziplin als auch mit der eigenen wissenschaftlichen Karriere zusammen
- → Die eigene wissenschaftliche Sozialisation wird als Lern- und Erfahrungsprozess beschrieben

5.8 Interdisziplinarität

Interdisziplinäres geisteswissenschaftliches Arbeiten ist an der Universität Konstanz nicht erst seit der Einrichtung des Exzellenzclusters ‚Kulturelle Grundlagen von Integration' üblich. Dementsprechend berichten ausnahmslos alle InterviewpartnerInnen, dass sie interdisziplinär arbeiten (I1: Z. 1510; I2: Z. 1497; I3: 1317ff.; I4: Z. 1553ff.; I5: Z. 1335; I6: Z. 1061; I7: Z. 1721ff.; I8: Z. 1279ff.). Dies kann vom Einbezug fachfremder Texte über das gemeinsame Anbieten von Seminaren (I7: Z. 537) bis hin zum interdisziplinären Forschungszusammenhang (I2: Z. 15010f.; I4: Z. 1555; I7: Z. 531) reichen. Meistens steht im Vordergrund, dass die eigene Fragestellung beziehungsweise das Material selbst erfordern, dass man auch in anderen Fächern recherchiert (I1: Z. 1545; I2: Z. 1533ff.; I5: Z. 1364f.; I7: Z. 1740ff.; I8: Z. 1285f.). Aber auch Neugier und forschungstaktische Überlegungen spielen

eine Rolle (I2: Z. 1521). Es wird also sowohl interdisziplinär geforscht als auch interdisziplinär rezipiert.

In der Regel wird mit anderen Geistes- oder Sozialwissenschaften zusammengearbeitet oder Literatur aus diesen Fächern gelesen. Aus den Literaturwissenschaften werden folgende Fächer genannt: Geschichte (I1: 5Z. 1533), Philosophie (I1: Z. 1534; I8: Z. 1296f.), Soziologie (I1: Z. 1554; I5: Z. 1343; I8: Z. 1292), Kulturwissenschaften (I3: Z. 1328), Gender Studies (I5: Z. 218), Geografie (I5: Z. 1365). Von der Geschichte blickt man zu diesen Fächern: Soziologie (I2: Z. 1536; I4: Z. 1573; I6: Z. 1056), Gender Studies (I2: Z. 1550), Politikwissenschaft (I4: Z. 1573), Wirtschaftswissenschaften (I4: Z. 1573), Philosophie (I7: Z. 531), Literaturwissenschaften (I7: Z. 1761). Lediglich InterviewpartnerIn 7 beschreibt die Lektüre naturwissenschaftlicher Texte (I7: Z. 1741).

Häufig werden Fächer miteinbezogen, die selbst im Nebenfach studiert worden sind: Dies erleichterr das Verstehen der anderen Fachsprache sowie die Recherche sehr (I1: Z. 1531; I4: Z. 1577f.; I7: Z. 1730). Das gegenseitige Verstehen wird gerade aufgrund dieser Nebenfachkompetenzen und dem Näherrücken durch den Cultural Turn (I5: Z. 1366; I7: Z. 1789f.; I8: Z. 1279ff.) meist als problemlos beschrieben. Aber auch Schwierigkeiten im gegenseitigen Verstehen werden angesprochen (I5: Z. 1343ff.; I6: Z. 1067 und 1113ff.; I7: Z. 1780f.; I8: Z. 1296). Dabei wird durchaus wahrgenommen, wie sich die Disziplinen über die Jahrzehnte verändern, annähern, entfernen, was je nach Fachgebiet und Ausrichtung unterschiedlich empfunden wird. InterviewpartnerIn 7 betont, dass es für das Verstehen naturwissenschaftlicher Texte wichtig sei, die eigenen Grenzen zu kennen (I7: Z. 1755f.).

Die eigenen Grenzen werden auch im Ausmaß der Recherche gesteckt. Generell wird die fachfremde Recherche als problemlos beschrieben (I1: Z. 1521; I3: Z. 1353; I4: Z. 1599f.), was in zwei Interviews sogar explizit auf die systematische Freihandaufstellung in der Bibliothek zurückgeführt wird (I2: Z. 1580ff.; I4: Z. 1599-1616):

> D: ((räuspert sich)) und (ansonst-) f:ind ich das jetzt eigentlic:h gerade in Konstanz eigentlich kein so großes Problem 00:57:25-3
>
> I: mhm 00:57:25-3
>
> D: äh:m also wenn man - auch da, wenn man ein spezielles Thema - hat, für das man sich interessiert, dan:n gibt man halt ein Stichwort ein, guckt ä:h wo in der Bibliothek - die Bücher zu de:m Themenbereich stehen. Dann geht man halt mal hin und schaut- schaut sich da das Regal mal durch 00:57:44-9
>
> I: mhm 00:57:45-2
>
> D: un:d - m:eistens wird ma:n in ausreichendem Maße fündig 00:57:52-6

> I: ja ja 00:57:52-4
>
> D: also zumindest für unsere Zwecke ( ). (Es) ist eigentlic:h äh durch die Freie Bibliothek in Konstanz wirklich äh relativ einfach 00:58:01-4.

In Bezug auf die Tiefe der Recherche wird allerdings deutlich gemacht, dass man durchaus nicht mit dem gleichen Aufwand recherchiere wie im eigenen Fach und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erfüllen könne (I1: Z. 1521f.; I2: Z. 1623ff.; I4: Z. 1592f.)). Dadurch sei man freier und unabhängiger (I1: Z. 1526f), oder aber auch klassikerhöriger (I2: Z. 1612) und eklektizistischer (I4: Z. 1591).

InterviewpartnerIn 2 betont, dass das interdisziplinäre Arbeiten in Konstanz besonders gefördert werde (I2: Z. 1552-1567):

> **Ja doch eindeutig**, also das ä:h würde ich außerhalb von Konstanz nicht so machen. 00:54:54-3
>
> I: mhm 00:54:54-3
>
> B: und hab ich außerhalb von Konstanz nicht gemacht. 00:54:56-4
>
> I: ja 00:54:56-4
>
> B: Ich war an - drei anderen Unis vorher, ich war - an zwei (anderen) an denen ich studiert habe, einer an der ich gelehrt habe. 00:55:03-0
>
> I: mhm 00:55:03-0
>
> B: ä:h an keiner dieser drei Universitäte:n hätte ich sowa:s - gemacht, zumindest wäre kein Anreiz dagewesen, das zu machen und hier ist ein sehr starker Anreiz

Interdisziplinarität in Kürze:

→ alle InterviewpartnerInnen arbeiten interdisziplinär

→ die Recherche in anderen Fächern ist einfach (auch aufgrund der systematischen Freihandaufstellung), allerdings auch weniger tiefgehend

→ das Verständnis der anderen Fachsprachen wird als weitgehend problemlos empfunden, allerdings nur, solange man mit den Richtungen beziehungsweise Disziplinen zusammenarbeitet, die ähnlich arbeiten und denken

5.9 Nutzung und Bild der Bibliothek

Wie wird die Bibliothek der Universität Konstanz genutzt und gesehen? Auch wenn es Kritik an einzelnen kleineren Punkten in Bezug auf die Bibliothek gab, überwiegt ein über alle Interviews hinweg eindeutig positives Bild, teilweise mit Wertungen wie „super Bibliothek“ (I7: Z. 909) oder „wunderschöne Bibliothek“ (I6: Z. 511). In keinem Interview wurde die Bibliothek negativ beurteilt oder als nicht für die eigene Forschung notwendig angesehen. Sicherlich ist dies zu einem Teil auf die Interviewsituation mit einer Angehörigen der Bibliothek zurückzuführen, jedoch kann davon ausgegangen werden, dass bei vorhandener grundlegender Kritik die Möglichkeit eines einstündigen Gesprächs zum Äußern dieser auch genutzt worden wäre. Da zudem in der Interviewführung betont wurde, dass die Interviews *nicht* die Bibliotheksbenutzung, sondern den Arbeitsstil zum Thema haben, kann trotz der Interviewsituation die einhellig positive Bewertung der Bibliothek als Indiz für Zufriedenheit mit der Bibliothek und ihren Dienstleistungen gewertet werden. Während der Interviews wurden sowohl auf Nachfrage als auch ‚en passant’ bibliothekarische Dienstleistungen immer wieder angesprochen.

In Bezug auf die Beschaffungswege von benötigtem Material über die Bibliothek der Universität Konstanz wird sich positiv geäußert. Insbesondere die schnelle und problemlose Erledigung der Anschaffungsvorschläge beziehungsweise Wünsche an den Fachreferenten werden positiv angemerkt (I1: Z. 1855; I6: Z. 624ff.; I7: Z. 910). Die verschiedenen Dokumentlieferdienste, hauptsächlich die Fernleihe, werden ebenfalls häufig positiv erwähnt (I1: Z. 980f.; I2: Z. 1410; I4: Z. 1353; I5: Z. 1232; I8: Z. 1178). Es wird nicht damit gerechnet, dass die Bibliothek – trotz explizit als sehr gut bewerteten Bestandes (I1: Z. 1896) – alle Bücher, die man braucht, vorrätig hat (I1: Z. 1018f.; I8: Z. 435f.). Ausgeliehen wird ebenfalls intensiv (I1: Z. 1843; I3: Z. 897f.; I5: Z. 1231f.); zwei InterviewpartnerInnen bemerken, dass sie in der Regel in der Bibliothek ausgeliehene Bücher nicht komplett lesen (I1: Z. 1804; I8: Z. 844)

Einige InterviewpartnerInnen schicken ihre Hilfskräfte in die Bibliothek, um Material auszuleihen (I1: Z. 1702f.; I5: Z. 1230f.; I6: Z. Z. 529; I7: Z. 1533f.), was von InterviewpartnerIn 5 sogar bedauert wird (I5: Z. 1234). Trotzdem ist es nicht so, dass die Bibliothek vor Ort nicht auch von diesen genutzt würde. Die Vorteile der systematischen Freihandaufstellung, am Regal nach relevanten Titeln zu suchen, schlägt hier zu Buche (I1: Z. 1728; I2: Z. 1151f.). InterviewpartnerIn 4 beschreibt dies folgendermaßen (I4: 1242-1263):

> D: also, recherchier ichs und drucks mir aus und geh dann in die Bibliothek und meistens ist es so, wenn man ein Buch ((räuspert sich)) man will ein Buch ausleihen und kommt mit fünf oder sechs 00:43:20-8

I: mhm# 00:43:20-8

D: oder auch mehr raus, wenn man mal- das ist halt super in ä:h in Konstanz, das:s halt d- die Bücher thematisch geordnet sind (da) in der freien Bibliothek - hal:t mal an das Regal gehen kann und dan::n halt noch die anderen Bücher, die da rumstehen zum- zu dem Thema - ä:h - gleich dann auch noch v:or Ort hat 00:43:42-7

I: mhm mhm 00:43:42-7

D: und sich die mal- also ich schau mir dann immer halt so im Umfeld - (dessen) Buch, das mich interessiert ä:h da mal ein bisschen durch, ob da noch - andere Sachen 00:43:52-7

I: mhm mhm mhm 00:43:53-5

D: rumstehen - und meisten:s- oder sehr häufig ist das so, dass (du - sagst-) s:o kommt man dann zu Literatur, di:e- auf die man vielleicht so gar nicht gestoßen wäre 00:44:03-8

Auch in anderen Fächern als der eigenen Disziplin vertraut man der gepflegten Systematik (I2: Z. 1586-1598):

B: äh:m das Vertrauen, dass man links und rechts im Regal was findet, ist eigentlic:h ungebrochen hoch, also egal ob ich jetzt mal Wirtschaftsgeschichte gemacht hab im Studium und halt irgendwo bei wra gucken musste, oder Kunstgeschichte, äh:m die (winzige Gliederung), die es gibt (unter), ä:h Jur:a. Ich habe Rechtsgeschichte gemacht ä:h (in meiner Promotion). Das sind Sachen, wo ic:h eigentlich immer drauf vertraut habe un:d nie wirklich enttäuscht wurde, dass ma:n - zwar vielleicht andere Systematiken hat, (wie zum Beispiel) keine Chronologie, aber zum Beispiel die soziologischen Klassiker und ihre Kommentare nebeneinander findet. 00:56:10-3

I: mhm 00:56:10-3

B: das ist so ein Grundprinzip, da:s da:s hat man verinnerlicht und darauf baut man eigentlich erfolgreich.ja 00:56:16-7

InterviewpartnerIn 2 vergleicht dies auch mit anderen Bibliotheken, die vor Ort weniger intensiv genutzt wurden (I2: Z. 956-968):

Also - ich glaube in Konstanz sind- ist sie dann doch nicht ganz so unwichtig, wie ich das in anderen Orten erlebt habe 00:33:39-5

I: mhm 00:33:39-5

B: hier ist es schon so, ich - es passiert nicht nur, sondern ich hoffe auch sehr darauf, wenn ich in- an das Regal gehe um ein Buch nachschaue, dass ich links und rechts auch noch was finde. 00:33:48-4

I: mhm mhm 00:33:48-4

B: ähm das ist aber spezifisch Konstanz

Ebenfalls gezielt genutzt werden die Neuanschaffungsregale und die Zeitschriftenauslagen (I1: Z. 1739f.; I2: Z. 520; I4: 1228; I6: Z. 519). Als Arbeitsort wird die Bibliothek nicht genutzt.

An elektronischen Dienstleistungen außerhalb der Beschaffung werden der Regalbrowser beziehungsweise die virtuelle Systemstellen-Suche im Schlagwort-Informations-System SIS genutzt (I2: Z. 1156f.; I7: Z. 1539, I8: Z. 1240) sowie die Angebote ESEM und E-Learning (siehe Kapitel 5.6 ‚Lehren'). Die alte OPAC-Bezeichnung ‚Koala' wird von drei InterviewpartnerInnen immer noch aktiv benutzt (I3: Z. 1051; I7: Z: 1540; I8: Z. 1240)
Drei InterviewpartnerInnen haben einen sehr guten Kontakt zum Fachreferenten (I1: Z. 1855; I6: Z. 624ff.; I7: Z. 1547ff.), über den sich jeweils sehr positiv geäußert wird: Benötigte Literatur werde schnell und problemlos angeschafft, die sonstige Bestandspflege werde ebenfalls sehr gut gemacht. Informationskompetenzkurse werden hingegen nicht für sich selbst genutzt, auch wenn sie als sinnvoll und gut angesehen werden (I1: Z. 1875; I3: Z. 1299f.; I8: Z. 1116f.). InterviewpartnerIn 6 betont in diesem Zusammenhang die hohe Relevanz für die Studierenden (I6: Z. 1277-295):

> F: Wikipedia ä:h bietet nicht alles was man braucht 00:43:53-6
>
> I: wie reagieren die Studenten dann? 00:43:53-6
>
> F: - ä:h es hat sich noch - kein - Protest erhoben 00:44:01-7
>
> I: okay 00:44:01-7
>
> F: wie weit sie es dann tatsächlich nutzen 00:44:02-7
>
> I: ja 00:44:02-7
>
> F: - weiß man nicht ä:h es hängt auch n bisschen auch von den - Einführungs:veranstaltungen der Bibliothek - ab. Die Bibliothek ist da sehr einflussreich, 00:44:12-3
>
> I: mhm mhm 00:44:12-3
>
> F: mit dem was si:e ähm - den Studierenden erklärt 00:44:17-0

Bibliothek in Kürze:

→ Bibliothek ist erster Anlaufpunkt für Beschaffung von Literatur

→ systematische Freihandaufstellung, Neuanschaffungsregale und Zeitschriftenauslagen werden genutzt

→ Fachreferent ist zuverlässiger Ansprechpartner

5.10 Habitualisierungen, Zufälle und Unsicherheiten

Die bereits dargestellten individuellen Standardisierungen interagieren mit immer wieder auftretenden Momenten oder Aspekten von Unsicherheit und Zufall, die in den Interviews beschrieben werden. Auf den ersten Blick könnte man die Entwicklung von Habitualisierungen und Standardisierungen als Versuch, Unsicherheiten zu mindern, deuten. In den Interviews kann jedoch kein eindeutiges Muster gefunden werden, das diese These untermauern würde. Von einer Verknüpfung zwischen Standardisierungen und Unsicherheiten kann ausgegangen werde – welcher Art diese Verknüpfung ist, muss an dieser Stelle offen gelassen werden.

Zufälle und Unsicherheiten treten an etlichen Punkten im Alltag der WissenschaftlerInnen auf und werden durchaus nicht immer als negativ gewertet. InterviewpartnerIn 7 beschreibt zum Beispiel, wie sehr die Themenwahl kleinerer Projekte von Zufall geprägt sei, wobei Zufall hier als Ideenentwicklung im informellen Gespräch definiert wird. Wie sehr solche Zufälle also auch von wiederum nicht-zufälligen Personenkonstellationen durch Berufungen, Auswahl der MitarbeiterInnen usw. abhängen, kann hier nur angedeutet werden (I7: Z. 251-264):

> G: Und sowohl in der Uni irgendwie auf dem Gang als auch, was weiß ich, in der in der Stadt in der Kneipe und dann redet man so darüber, was man macht und dann entstehen da einfach so Ideen. Ja, es sind irgendwie also äh:m möchte nicht wissen, wieviel in Konstanz insgesamt, wie viele so Forschungsprojekte äh, was weiß ich, in der Gaststätte A entstanden sind 00:10:08-5
>
> I: ((lacht)) 00:10:08-7
>
> G: oder nein? 00:10:09-1
>
> I: Ja 00:10:09-7
>
> G: oder ähnliches. Also, ich glaub', dass dass v:iel in der Hinsicht dann wirklich einfach mit bestimmten Personenkonstellationen und so weiter zu tun hat. Und 00:10:16-9

Aber nicht nur bei der Themenfindung, auch im weiteren Arbeitsverlauf treten Unsicherheiten auf, mit denen umgegangen werden muss. Die nichtsystematische Recherche kann in diesem Sinne als ‚habitualisierter Zufall', also als Zufall, auf den im Arbeitsprozess gesetzt wird, bezeichnet werden. Die meisten InterviewpartnerInnen beschreiben zusätzlich zur Recherche in Datenbanken auch das Suchen über ein Schneeballsystem beziehungsweise einen ständigen Suchprozess mit Notizen, aufgeschnappten Hinweisen usw., der quasi parallel zu anderen Praktiken verläuft (siehe Kapitel 5.2.2.1 ‚Recherche'). Zufall wird hier nicht negativ gedeutet, und auch diese Art der Recherche, das zufällige Finden, müsse während des Studiums und der

Doktorarbeit erlernt werden. Individuelle Techniken mit der Unsicherheit während des Recherchierens umzugehen werden entwickelt. InterviewpartnerIn 5 beschreibt zum Beispiel, wie sehr viel Literatur gesammelt wird, um der Unsicherheit zu begegnen, und wie diese in einem zweiten Arbeitsschritt wieder aussortiert wird (I5: Z. 233-249):

> E: - also ich bin sehr ein Sicherheitsmensch und hab auch heute noch ne Tendenz eher zu viel zu lesen zu nem Thema, es gibt ja verschiedene Typen. Die einen haben ne Idee und fangen mal an zu rödeln und zu basteln. Ich fühl mich immer sicherer wenn ich so das Forschungsfeld überlicke und deswegen sammel ich immer, also - fürchterliche Berge von Büchern. Ich weiß noch bei meiner Habilitation hat irgendwann mein Mann sich furchtbar beklagt, weil er immer noch Kisten 00:07:56-5
>
> I: ((lacht)) 00:07:56-5
>
> E: für mich durch die Gegend geschleppt hat zurück zur Bib und von der Bib, also es waren wirklich - Wagenladungen 00:08:02-5
>
> I: mhm 00:08:04-2
>
> E: ähm rutinierter wird man glaub ich sehr schnell im aussortieren. Also man hat eher - Fokus. Also man- es gab dann auch viele Bücher - wo ich wusste, da will ich nur die Einleitung raus 00:08:13-3

Während des Arbeitsprozesses muss auch damit umgegangen werden, dass nicht gewusst werden kann, in welche Richtung letztendlich der eigene Text verlaufen wird (I7: Z. 1403f.). Gerade der Schreibprozess, in dem wie oben beschrieben wichtige Verschiebungen noch einmal stattfinden, die während der vorherigen Arbeitspraktiken nicht vorhersehbar sind (siehe Kapitel 5.2.2.7 ‚Schreiben') kann als eine solche Passage der Unsicherheiten beschrieben werden. InterviewpartnerIn 3 erwähnt zudem, wie nicht nur inhaltliche Unsicherheiten auszuhalten sind, sondern auch solche, die sich auf die gewählten Arbeitspraktiken beziehen (I3: 629-631):

> C: Find ich schon. **Es kann natürlich auch völlig falsch sein.** Man kann natürlich dann sich verrennen und - immer noch mehr zurückziehen - aber - also jetzt grade - denk ich ist das gut ((lacht)) 00:23:13-0

Dies bestätigt die These, dass eigene Standardisierungen entwickelt werden müssen, dass diese fragil sind, aber auch, dass dieser Prozess der Entwicklung flexibel bleiben muss. Erinnert sei an dieser Stelle auch an die Rede vom ‚Rezept', wie InterviewpartnerIn 8 ihren gewohnten Forschungsablauf beschreibt. Kann dieses Rezept nicht eingehalten werden, treten zwar Unsicherheiten auf, mit diesen kann jedoch auch umgegangen werden (I8: Z. 963ff.).

Aber nicht nur im Forschungsprozess, auch in der Lehre muss mit Unsicherheiten und Zufällen umgegangen werden. InterviewpartnerIn 7 beschreibt, wie sehr das Gelingen eines Seminars von motivierten anwesenden Studierenden abhängt (I7: Z. 548ff.), InterviewpartnerIn 8 erläutert, wie sehr eine fruchtbare Diskussion von guter Vorbereitung

der Studierenden profitieren kann (I8: Z. 762ff.) und InterviewpartnerIn 5 schildert, wie man lernen kann, sich auf einen guten Diskussionseinstieg vorzubereiten, dass es letztendlich aber immer unsicher sei, ob dieser auch gelingt (I5: Z. 654ff.). Lehre ist somit auch ein Bereich, in dem Wege gefunden werden müssen, mit diesen Unsicherheiten umzugehen, zum Beispiel durch Entwicklung eigener Lehrfähigkeiten oder im Umgang mit Studierenden.
Zusammenfassend kann davon ausgegangen werden, dass einerseits eine Vielzahl von Unsicherheiten und Zufällen, andererseits von individuellen Standardisierungen und Habitualisierungen Teil des geisteswissenschaftlichen Alltags sind.

Unsicherheiten und Zufälle in Kürze:

→ es treten vielfältige Unsicherheiten und Zufälle im geisteswissenschaftlichen Alltag auf, die jedoch keinesfalls nur negativ gedeutet werden, sondern auch produktiv sein können

5.11 Die Nutzung der Neuen Medien: Überblick

Zusammenfassend kann in Bezug auf die Neuen Medien, auf Computernutzung und Informationstechnologien im Allgemeinen von keiner einheitlichen Nutzung oder Nicht-Nutzung gesprochen werden. Auch wenn Informationstechnologien eher ablehnend gegenüber gestanden wird, werden diese für die eigene Arbeit angewandt.
Die Integration von Neuen Medien in eigene Arbeitsabläufe muss unter der Perspektive der individuellen Habitualisierungen betrachtet werden: Wie bereits beschrieben sind die Standardisierungen in den Praktiken einerseits flexibel und damit immer auch prekär, andererseits fungieren sie als ‚Rezept', von dem nur bedingt abgewichen werden kann. Die Neuen Medien und Informationstechnologien greifen in diese individuellen Standardisierungen ein und stellen somit einerseits eine Bereicherung, andererseits eine Gefährdung der Praktiken dar. Nur so kann die heterogene Verwendung von Informationstechnologien verstanden werden: Warum eine technische Möglichkeit verwendet oder nicht verwendet wird, hängt von vielfältigeren Bedingungen als lediglich der Aussicht auf scheinbar effizienteres Arbeiten ab.

Die zum Beispiel nahezu einhellige Ablehnung des Lesens am Bildschirm kann damit erklärt werden, dass Techniken der Einkulturierung und Verflüssigung von Texten etwa Notizen machen, Exzerpieren oder konzentriertes Lesen am Bildschirm, nicht nach gewohntem Muster oder überhaupt nicht in ähnlicher Weise möglich sind (siehe Kapitel 5.2.2 ‚Praktiken'). Zwei InterviewpartnerInnen war jedoch die einsetzende Papierverschwendung, wenn Massen an Arbeitspapieren und Artikeln ausgedruckt werden, Grund genug zu versuchen, ihre eigenen Standardisierungen zu verändern (I7: Z. 1117f.; I8: Z. 519f). Hier wird wiederum genau darauf geachtet, welche Text- und damit auch Leseform diesen Schritt erlaubt: Liest der eine lediglich ‚Geschäftspapiere' wie Bewerbungen, Anträge, Arbeitspapiere und ähnliches am Bildschirm, liest die andere auch mehr und mehr wissenschaftliche Artikel auf diese Weise.

Insgesamt kann von einem kreativen, heterogenen Prozess des Ausprobierens gesprochen werden, da durchaus nach technischen Wegen gesucht wird, das eigene Arbeiten zu erleichtern. Kennzeichnend ist jedoch, dass diese Wege den eigenen Standardisierungen nicht entgegenlaufen dürfen. Von drei Bereichen kann im Feld des Ausprobierens gesprochen werden:

- Bereiche des Arbeitens, für die Neue Medien eher abgelehnt werden beziehungsweise Probleme erzeugen
- Übergangsbereiche, in denen probiert und getestet wird
- erprobte Bereiche, in denen Informationstechnologien und Neue Medien selbstverständlich eingesetzt werden und als integraler, nicht verzichtbarer Bestandteil des eigenen Arbeitens gelten

Da die meisten dieser Themenfelder in den vorangegangen Kapiteln bereits ausführlich beschrieben worden sind, sei hier nur überblicksartig auf die einzelnen Bereiche verwiesen. Bereiche, in denen Neue Medien oder der Einsatz von Informationstechnologie eher abgelehnt werden beziehungsweise nicht genutzt werden, stellen sich wie folgt dar:

Onlinekonferenzen und -diskussionen oder Blogs werden in der Regel nicht genutzt (siehe Kapitel 5.5 ‚Kommunikation'); der wissenschaftliche Austausch findet in Publikationen, informeller Kommunikation und auf Tagungen, Workshops beziehungsweise Kolloquien statt. Online publiziert wird in der Regel nicht (siehe Kapitel 5.4 ‚Publizieren'); reine elektronische Zeitschriften mit hohem Ansehen gibt es laut InterviewpartnerInnen nicht. Rezensionen sind allerdings als reine Online-Publikationen selbstverständlich und werden sowohl selbst geschrieben als auch genutzt. Nur wenige InterviewpartnerInnen experimentieren damit, den Leseprozess an den Bildschirm zu verlegen (siehe Kapitel 5.2.2.3

‚Lesen'). Von allen wird konstatiert, dass ausschließlich Lesen mit dem Text in der Hand die Art des Lesens ermögliche, wie es für geisteswissenschaftliche Arbeit nötig sei: aktiv, Anmerkungen und Unterstreichungen vornehmend, konzentriert. Immer wieder wird zudem der notwendige Rückzug aus dem Internet beziehungsweise aus der Internetkommunikation beschrieben, da sonst Arbeitspraktiken wie Lesen und Schreiben gestört würden (I1: Z. 46f; I3: Z. 34ff.). Auch ein zuviel an Information wird in diesem Sinne beschrieben (I1: Z. 338ff.). Es werden auch werden Bereiche beschrieben, die ohne EDV besser zu funktionieren scheinen: Vorträge ohne Powerpoint kommen teilweise wieder erfrischend an (I5: Z. 1480), Seminare benötigen ein gewisses Maß an Präsenz und direkter Diskussion (siehe Kapitel 5.6 ‚Lehren'), Anträge zu schreiben sei so kompliziert, dass dies auf Papier besser gelinge (I7: Z. 143).

Arbeitsbereiche, in denen Neue Medien ausprobiert werden oder von einem Teil der InterviewpartnerInnen akzeptiert werden, treten sehr häufig auf. Dies verdeutlicht, wie heterogen und vielschichtig die Nutzung Neuer Medien im Arbeitsalltag der InterviewpartnerInnen ist. Am deutlichsten ist dies im Bereich der Lehre anzutreffen: Auch wenn Lehre in erster Linie textbasiert ist und die Studierenden durch die Diskussion über einen Text wissenschaftliche Kompetenzen erlangen sollen, werden auch andere Medien wie Powerpoint, Bilder, Filme, Youtube, Musik, digitalisierte Quellen usw. eingesetzt (siehe Kapitel 5.6 ‚Lehren'). Die InterviewpartnerInnen sehen diese Medien einerseits als illustrative Möglichkeiten, andererseits als Versuch, nahe an der Lebens- und Erfahrungswelt der jungen Studierenden zu unterrichten. InterviewpartnerIn 5 schildert dies in Bezug auf Powerpoint folgendermaßen (I5: Z. 1409-1412):

> E: da auch dranbleiben möchte, weil das ist nun mal auch ne neue Generation, die damit ganz anders groß geworden ist und ich glaub das ist schon auch - wichtig, aber auch für meine Vorträge, also da hab ichs früher nicht benutzt aber – find's jetzt - eigentlich - ganz gut 00:42:17-9

Auch bei den Arbeitsmaterialien ist eine heterogene Nutzung elektronischer Materialien anzutreffen (siehe Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien'). Das gedruckte Buch spielt eine nach wie vor große Rolle und hat einen hohen Status inne, aber es werden durchaus auch vielerlei elektronische Materialien wie digitalisierte Quellen, Volltexte aus Datenbanken und Ähnliches genutzt. Bibliotheksbezogene elektronische Zugänge zu Materialien, von der Online-Bestellung der Fernleihe über KonDoc bis hin zu Volltextdatenbanken, werden von allen intensiv genutzt.

Literaturverwaltungsprogramme werden von der Hälfte der InterviewpartnerInnen genutzt, wobei insgesamt die Ordnung der Materialien dem unmittelbaren Nutzen und nicht einem

langfristigen Muster dient. Zwei der InterviewpartnerInnen, die kein Literaturverwaltungsprogramm nutzen, sehen dieses jedoch als sinnvoll an und planen, es in nächster Zeit auszuprobieren (siehe Kapitel 5.3 ‚Arbeitsmaterialien').

Sich wissenschaftlich zu informieren ist ein Bereich, der sich ebenfalls auf elektronische wie auf andere Wege bezieht. Nicht selten sind manche elektronischen oder elektronisch gestützten Informations- und Beschaffungswege schon Standard, obwohl die Materialien später auch als Printversionen vorliegen werden. Ein Beispiel für ein gemischtes Vorgehen ist die Information über aktuelle Zeitschriften: H-Soz-u-Kult ist hier bei allen InterviewpartnerInnen Standard (siehe Kapitel 5.2.2.1 ‚Recherche' sowie Kapitel 5.5 ‚Kommunikation'); genutzt werden dabei die Möglichkeit, sich auf dem Laufenden zu halten über Tagungen und Themen sowie die mitgelieferten Inhaltsverzeichnisse wichtiger historischer Zeitschriften. Hier zeigt sich, wie ein elektronischer Dienst, der als sinnvoll empfunden wird, alte Gewohnheiten ablöst: Printzeitschriften werden nur noch in regelmäßigen Abständen in der Zeitschriftenauslage durchgeschaut, wenn H-Soz-u-Kult kein Inhaltsverzeichnis liefert (I1: Z. 317; I2: Z. 775; I4: Z. 514ff.; I6: Z. 527f). Niemand berichtete allerdings, gezielt im Internet auf die Suche nach elektronischen Inhaltsverzeichnissen zu gehen. Man sieht also, dass Gewohnheiten im Umgang mit Printmaterial abgelöst werden, wenn eine eindeutig bequemere Möglichkeit geliefert wird.

Strukturierungspraktiken des Arbeitsalltags wie Exzerpieren oder Ideen sammeln und ordnen befinden sich im Übergang von handschriftlichen zu elektronischen Techniken (siehe Kapitel 5.2.2 ‚Praktiken'): Einige InterviewpartnerInnen machen dies ausschließlich am Computer, andere nutzen Notizbücher usw.

Arbeitsbereiche, in denen Informationstechnologien und Neue Medien Standard sind beziehungsweise nicht mehr gemisst werden möchten, sind ebenfalls nicht selten. Am deutlichsten ist dies bei der Praktik Recherche: Die InterviewpartnerInnen recherchieren in sehr hohem Maße elektronisch, wobei Dienste, die von der Bibliothek angeboten werden, eindeutig das ‚freie' Internet überwiegen (siehe Kapitel ‚Recherche'). Dieses wird auch immer wieder genutzt, zum Beispiel um digitalisierte Quellen oder Bilder zu finden. ‚Offline-Recherche' ist jedoch ebenfalls kein geringer Faktor: Recherche in Fußnoten nach dem Schneeballsystem, Befragung von KollegInnen und Ähnliches sind wichtige Anteile des Rechercheprozesses. Hier sieht man, wie elektronische und nicht-elektronische Arbeitspraktiken miteinander verflochten sind. Auch geschrieben wird mit einer Ausnahme ausschließlich am Computer. Neuere Technologien wie Wikis, die zum Beispiel für das gemeinsame Schreiben von Texten in Frage kämen, werden nicht genutzt; der Standard Word

mit der Funktion ‚Änderungen nachverfolgen' reicht den meisten InterviewpartnerInnen aus. Ablehnung bezüglich des Ausprobierens neuer Technologien wurde an dieser Stelle jedoch nicht geäußert, zwei InterviewpartnerInnen zeigten sich hingegen interessiert (I2: Z. 301f.; I8: Z. 362). Organisatorisches sowie Inhaltliches wird sehr viel über Email kommuniziert (siehe Kapitel 5.5 ‚Kommunikation'). Reale Treffen und Telefongespräche sind jedoch für alle InterviewpartnerInnen ebenfalls wichtig, zum Beispiel, um per Email Besprochenes zu konkretisieren und zu vertiefen.

Nach den Veränderungen gefragt, die die Neuen Medien im eigenen Arbeitsalltag gebracht haben, thematisierten die InterviewpartnerInnen Folgendes: webbasierte Recherchemöglichkeiten sind unverzichtbar (I1: Z. 851; I3: Z. 1392f.; I7: Z. 1845ff.), verschiedene Computer(programme) erleichtern Vieles (I2: Z. 756ff.; I3: Z. 1382; I7: Z. 1822f.; I7: Z. 1866f.), Digitalisierung von Quellen und Bereitstellung nach Open-Access-Richtlinien im Internet machen Recherche einfacher (I4: Z. 634f.; I7: Z. 935), googlebooks und Volltextdatenbanken machen schwierig findbare Texte auffindbar (I4: Z. 1267ff.; I8: Z. 430ff. unnd 1347ff.), größere Speicher und Rechnerkapazitäten erlauben schnelleres Arbeiten (I7: Z. 1834; I2: Z. 1678ff.), Laptops erleichtern die Vor-Ort-Arbeit im Archiv (I2: Z. 1678ff.) und elektronische Kommunikationsmittel ermöglichen unkompliziertes Arbeiten über sehr große räumliche Entfernungen (I8: Z. 55ff.).

Auch wenn einige der WissenschaftlerInnen sich als „Medienmuffel" (I1: Z. 1590), „kein Computerfreak" (I4: Z. 207f.) oder „dinosaurierartig" in Bezug auf Neue Medien (I6: Z. 63) wahrnehmen, kann damit gesagt werden, dass entgegen dieser Wahrnehmung in vielen Arbeitsbereichen durchaus mit der Möglichkeit, Neue Medien in den eigenen Arbeitsalltag zu integrieren, experimentiert wird oder diese bereits Standard sind. Nicht zuletzt in Bezug auf die Lehre ist dies wichtig, wie InterviewpartnerIn 5 formuliert (I5: Z. 1383-1390):

> Ich glaub für die Lehre kommt man nicht drumrum, dass man sich - näher vertraut macht, mit solchen - Neuen Medien, weil - zunehmend auch Studierende einfac:h, die machen ihre - Referate mit Powerpoint::präsentationen, laden von Youtube irgendwelche Videoclips runter 00:41:34-7
>
> I: mhm 00:41:34-7
>
> E: ä:h - ich glaub einfach das ist ganz wichtig, dass man da auch dran bleibt 00:41:39-3

Befragt auf die wahrgenommenen Unterschiede zwischen sich, Studierenden und älteren KollegInnen in Bezug auf die Nutzung von Neuen Medien antworteten die meisten InterviewpartnerInnen, dass Studierende weitaus versierter seien als sie selbst (I1: Z. 1621; I4:

Z. 1870; I5: Z. 1409ff.; I7: Z. 1932f.; I8: Z. 1429). InterviewpartnerIn 2 formuliert dies folgendermaßen (I2: 1865-1874):

> B: in beide. Also ich bin dreißig und ich spüre eine deutliche Grenze in beide Richtungen. Äh:m irgendwo bei fünfzig is:t die Generation, di:e - vielleicht E-mail nutzt un:d vermutlich Word, aber nicht viel mehr. 01:05:48-2
>
> I: mhm 01:05:49-3
>
> B: äh:m - ä:h ja. Äh:m und meine Studenten sin:d vielleicht altersmäßig nicht viel jünger, abe:r ä:h habe:n sind eindeuti:g ä:h ä:h - naja, wie soll ich sagen, also - sie sind stärker online, als ich es bin und nutzen dann auch, wenn si:e wissenschaftlich arbeiten, Stichwort Wikipedia. 01:06:10-7

Wikipedia und ein unkritischer Umgang mit Informationen aus dem Internet werden in den meisten Interviews thematisiert, wobei Wikipedia häufig auch ohne konkrete Nachfrage als Thema eingebracht wird. Auch Plagiarismus wurde wiederholt angesprochen und bestätigt, dass dies ein wichtiges Thema im Fachbereich sei (I2: Z. 1903; I3: Z. 1467ff.; I4: Z. 1740ff.). Studierende nutzen in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen das Internet sehr viel stärker als sie selbst – gingen aber leider wenig darüber hinaus (I2: Z. 1878f.; I4: Z. 1685f.; I7: Z. 1932ff.), ordneten Informationen nicht in ihren Kontext ein (I7: Z: 1943ff.) oder nutzten Wikipedia erstaunlicherweise nicht effizient (I6: Z. 1208ff.). InterviewpartnerIn 7 berichtet aus der Lehre (I7: Z. 1988-1991):

> Also ich ich fand's jetzt erstaunlich also jetzt im im im Proseminar ähm gibt es doch sehr viele Leute, die aus'm aus'm Internet Informationen ziehen, aber dann nicht d'rauf achten, was das für Seiten sind. 01:09:00-1

Einige InterviewpartnerInnen überlegen daher aktiv, wie sie Studierenden einen kritischeren Umgang mit dem Internet nahebringen könnten, der Reflexion über die Informationen, die sie finden, herstellt und nicht einfach Homepages wie Wikipedia ablehnt (I2: Z. 2013f.; I4: Z. 1728; I5: Z. 1429ff.). InterviewpartnerIn 2 formuliert dies folgendermaßen (I2: Z. 1927-1953):

> Wenn ich Lehrveranstaltungen - vor allem für Studienanfänger gestalte, wird es ausdrücklich thematisiert 01:07:59-5
>
> I: mhm 01:07:59-5
>
> B: ä:h es geht nicht u:m Skepsis gegenübe:r - Google und Wikipedia, sondern es geht u:m kritische Distanz gegenüber alle:n - Inhaltsmedien und bei Google ist es - glaub ich äh:m noch ne andere Sache - da ist es schw- was am schwierigsten zu vermitteln ist - äh:m <<überlegt>> wie soll ich sagen (3sek) also es geht auch um Naivität 01:08:22-6
>
> I: mhm 01:08:22-6
>
> B: die äh:m eben Naivität auszutreiben den Studenten. Aber da ist Naivität nicht das

Vertrauen, das ist auch, also ä:h dass man Inhalte einfach so übernimmt, das ist - gar nicht so das große Problem, sonder:n dass man überhaupt sich selber dabei zuschaut, wie man die Sachen nutzt. Dass also - äh:m di:e - Studenten die Aufgabe eine Fragestellung in eine Googleanfrage zu übersetzen - für sehr einfach halten 01:08:46-7

I: mhm 01:08:46-7

B: und sie es einfach nicht ist. 01:08:49-0

I: mhm 01:08:49-0

B: ja, es ist eine höchst komplexe Aufgabe, die ma:n die mit möglichst vielen, oder (mit <<überlegt) doch au:s aus) didaktischer Sicht mit möglicht vielen äh:m - Schleifen verbunden sein muss. 01:08:59-8

InterviewpartnerIn 8 überlegt in Bezug auf Wikipedia (I8: Z. 1434-1456):

Also äh:m wo die Studierenden (3sek) ja, wo (is') spannend zu beobachten, wie die alle Wikipedia benutzen, obwohl man ihnen sagt, sie sollen das nicht benutzen und sie, aber, ich auch merk' wie mir die Diskussion mit Studierenden darüber, warum sie das nicht benutzen können als Quelle auch schwer fallen, weil ich selber weiß , ich guck' auch 00:57:33-4

I: Ja 00:57:33-7

H: bei Wikipedia. Ähm ich weiß aber auch, warum ich das niemals machen würde, in 'ner in 'ner wissenschaftlichen Publikation und, aber ich merk' so, dass die Gespräche mit Studierenden darüber, dass, dass mir das schwer fällt, is', obwohl ich's erklär', hab' ich nicht so das Gefühl, dass es verstanden wird, was ich daran problematisch finde. Und ähm und ein bisschen billig find' ich's immer zu sagen, das ist alles falsch, was da steht, weil das stimmt ja nicht. 00:57:56-2

I: Ja, klar 00:57:56-9

H: Das ist ja, zum großen Teil stimmt, was da steht. Ähm d- man muss 'ne viel schwieriger Diskussion eigentlich darüber führen. Und ich glaub', die die kann ich auch gar nicht so gut führen beziehungsweise hab' ich auch manchmal nicht die Lust, das ist 'ne lange Diskussion ähm also, das find' ich auch einen spannenden Moment, weil ich dann mich frag' mit so neuen Medien, also, wann kippt's, wann wird's akzeptiert? 00:58:17-2

Aber nicht nur der eigene Unterricht scheint der geeignete Ort für einen sensiblen und sinnvollen Umgang mit dem Internet in den Geisteswissenschaften zu sein. Für InterviewpartnerIn 6 ist dies in erster Linie die Bibliothek (I6: Z. 1277-195):

F: Wikipedia ä:h bietet nicht alles was man braucht 00:43:53-6

I: wie reagieren die Studenten dann? 00:43:53-6

F: - ä:h es hat sich noch - kein - Protest erhoben 00:44:01-7

I: okay 00:44:01-7

F: wie weit sie es dann tatsächlich nutzen 00:44:02-7

I: ja 00:44:02-7

F: - weiß man nicht ä:h es hängt auch n bisschen auch von den - Einführungs:veranstaltungen der Bibliothek - ab. Die Bibliothek ist da sehr einflussreich, 00:44:12-3

I: mhm mhm 00:44:12-3

F: mit dem was si:e ähm - den Studierenden erklärt 00:44:17-0

Neue Medien in Kürze:

→ der Gebrauch von Neuen Medien ist heterogen; Manches wird als nicht sinnvoll empfunden, Vieles wird ausprobiert, Einiges ist bereits ins eigene Arbeiten integriert

→ Neue Medien werden häufig in der Lehre eingesetzt

6. Fazit

Wie geisteswissenschaftliches Wissen gemacht wird, ist vielfältig. Die vorgestellten Bereiche geisteswissenschaftlichen Alltags zeigen die Heterogenität und die Individualität, die notwendig zu sein scheint, um geisteswissenschaftliches Wissen herzustellen. Unentbehrlich ist die Entwicklung individueller Abläufe und Praktiken, da es dem zu untersuchenden Material und den entstehenden Texten entsprechend keine einheitlichen Vorgehensweisen geben kann. ‚Thinking in Action', die das Material bearbeitenden und Texte produzierenden Praktiken müssen im Verlauf der wissenschaftlichen Sozialisation, während des Studiums, der Promotion und darüber hinaus, entwickelt und ständig weiterentwickelt werden. Dabei muss ein Maß gefunden werden, das eine individuelle Standardisierung mit wissenschaftlichem Anspruch mit gleichzeitiger Offenheit für Veränderungen ermöglicht. Dies ist ein fragiles Maß, das individuell austariert wird: In keinem Interview wurde angesprochen, dass sich mit anderen WissenschaftlerInnen explizit über die konkreten Arbeitspraktiken ausgetauscht werde.

Die Integration Neuer Medien und in diesem Sinne auch die Integration neuer Dienstleistungen der Bibliothek greifen dementsprechend immer in diese im langen Verlauf einer wissenschaftlichen Sozialisation erworbenen und dennoch fragilen Standardisierungen ein. Integriert werden können sie dann, wenn einerseits genügend Zeit vorliegt, ihr

Zusammenspiel mit dem restlichen ‚Gebilde' auszuprobieren. Andererseits muss überhaupt erst die Möglichkeit bestehen, dass dieses Erproben die Aussicht auf eine wirkliche Verbesserung verspricht und nicht etwa die Gefahr birgt, Brüche in dem Gebilde zu verursachen. Ähnliches gilt auch für die Integration neuer ‚Textformen': Neben den zentralen Argumenten, dass geisteswissenschaftliches Wissen in Monografien substanzieller ausgebildet werden könne, sowie dass Monografien immer noch das Rückgrat wissenschaftlicher Karrieren darstellen und den höchsten Status innehaben, spielt auch die Möglichkeit der Integration verschiedener Textformen in die alltäglichen Arbeitspraktiken eine Rolle. Arbeiten mit dem Text und am Text bedeutet für alle WissenschaftlerInnen zwar einen beständigen Wechsel zwischen Papier und Computer; diesen Wechsel jedoch als Übergang hin zum rein elektronischen Arbeiten zu begreifen würde verkennen, wie sehr die Denkprozesse in die Auseinandersetzung mit Materialien eingelagert sind. Mit einem (aus)gedruckten Text arbeiten zu können, ist für alle InterviewpartnerInnen bei verschiedenen Tätigkeiten wie Lesen, Exzerpieren und Strukturieren in der Auseinandersetzung mit dem Inhalt des Textes zentral und scheint es auch zu bleiben.

Die Nutzung Neuer Medien betrifft jedoch nicht nur die Forschungspraktiken, sondern ebenfalls Bereiche wie Kommunikation, Lehre, Informationskompetenz und Publizieren. Für die Bibliothek der Universität Konstanz interessante Aspekte und Ansatzpunkte könnten dabei folgende sein:

Der durchgehende Erfolg der Informationsplattform H-Soz-u-Kult zeigt, dass durchaus Bedarf und Offenheit für die Nutzung von spezifischen Online-Angeboten besteht. H-Soz-u-Kult hat die Online-Möglichkeiten der Publikationsform Rezension sowie andere spezifische Bedürfnisse erkannt und sich zeitlich früh etabliert. Deutlich wird am Erfolg von H-Soz-u-Kult, dass die Bedürfnisse und Gewohnheiten der einzelnen Disziplinen genau gekannt werden müssen, um sinnvolle Online- oder Technikanwendungen zu etablieren, die auch genutzt werden. Eine Zusammenarbeit oder genaue Bedürfnisabsprache mit WissenschaftlerInnen aus den Disziplinen selbst erscheint daher in der Entwicklung von elektronischen Informationsdienstleistungen, gerade im Bereich Publikationen, als elementar. Eigenständiges elektronisches Publizieren wird in den Interviews nur in Bezug auf Rezensionen genannt. Laut InterviewpartnerInnen bieten die Verlage und Zeitschriften mit dem höchsten Renommee, zu denen sich eindeutig orientiert wird, nur wenig Möglichkeiten, eigenständig elektronisch zu publizieren. Die vielfältigen Möglichkeiten, die die Bibliothek in Bezug auf Open-Access-Publikationen bietet, könnten noch deutlicher empfohlen werden –

immer mit Blick auf die disziplinspezifische Anerkennungslogik und Veröffentlichungsstruktur.

Auch wenn in der Lehre eindeutig die Diskussion über einen Text im Mittelpunkt steht, werden andere Medien, zum Beispiel Bilder zur Illustration, eingesetzt. Hier wäre zu empfehlen, weitere Unterstützung zu der bereits vorhandenen zu geben,. Dies könnte zum Beispiel eine Bilddatenbank für GeisteswissenschaftlerInnen leisten. E-Learning-Systeme werden bislang selten genutzt. Daher kann über die bereits bestehenden sinnvollen Angebote hinaus überlegt werden, welche didaktischen Möglichkeiten E-Learning für eine Lehre im Sinne der GeisteswissenschaftlerInnen bieten kann. Dafür wäre einerseits eine aktive individuelle Unterstützung, die zusätzlich zu technischen Hinweisen auch didaktische Hilfe gibt, von Vorteil; aber auch das gemeinsame Überlegen mit den DozentInnen und den Fachbereichen, was die Ziele der Lehre sind, wäre sinnvoll, um E-Learning für GeisteswissenschaftlerInnen attraktiver zu machen. Als ein Ziel einer guten Lehre wurde immer wieder ein reflektierter Umgang mit Wikipedia, Google und dem Internet im Allgemeinen genannt. Hierfür noch gezielter Kurse anzubieten, sowie zum Beispiel gemeinsam mit den Lehrenden und der Hochschuldidaktik in Diskussion zu treten oder Kurse beziehungsweise individuelle Beratung für die Lehrenden anzubieten, wären ebenso Möglichkeiten. Ebenfalls im Bereich der Informationskompetenz treten zwei explizite Zielgruppen hervor: studentische Hilfskräfte und DoktorandInnen. Diese Gruppen treten in den Interviews als intensive NutzerInnen der (fachspezifischen) Recherchetools und Dokumentlieferdienste auf; der bereits eingeschlagene Weg der Bibliothek der Universität Konstanz, diesen Gruppen gezielt Kurse anzubieten, kann damit nach Auswertung der Interviews nur weiterempfohlen werden.

Das durchweg positive Bild der Bibliothek der Universität Konstanz fällt auf und zeigt die Bedeutung, die bibliothekarische Dienstleistungen im Arbeiten von GeisteswissenschaftlerInnen haben. Auch wenn die Nutzung als Arbeitsort mit zunehmendem Karrierestatus abnimmt, sind sich die meisten InterviewpartnerInnen bewusst, dass sie die Bibliothek auf vielfältige Weise nutzen. Die Bibliothek stellt für alle InterviewpartnerInnen den ersten Anlaufpunkt für die Beschaffung der Literatur dar – auch, wenn auf anderen Wegen recherchiert wurde. Viele elektronische und nicht-elektronische Dienstleistungen der Bibliothek werden aktiv genutzt und Literatur wird intensiv ausgeliehen; dies ist auch dann der Fall, wenn die tatsächliche Ausführung der Dienstleistungen Hilfskräften obliegt.

Schließt man an dieser Stelle noch einmal die Frage an, was es für eine Bibliothek im Zeitalter der Neuen Medien bedeuten kann, Labor der Geisteswissenschaften zu sein, wird

deutlich, welche Chancen hierin liegen. Ein weit gefasster Laborbegriff würde auf die Bibliothek angewandt bedeuten, den GeisteswissenschaftlerInnen (weiterhin) einen Rahmen zu bieten, der Konstellationen von Akteuren und Objekten birgt, die die Möglichkeit von Erkenntnis fördern. Dies bedeutet mehr als ein Speicher für Materialien zu sein, sondern ermöglicht, die Bibliothek innerhalb eines Netzwerks von Wissen, Praktiken, Menschen und Materialien immer wieder neu zu positionieren. Ein solcher Anspruch verlangt die genaue Kenntnis der spezifischen Bedürfnisse und Arbeitsbedingungen, verlangt eine ideenreiche Offenheit für die beschriebenen spezifischen Arbeitsprozesse und verlangt, sich in diese einzudenken und sie anzuerkennen.

Literaturverzeichnis

Amann, Klaus; Hirschauer, Stefan (1997) Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-52

Ball, Rafael (2007) Wissenschaftskommunikation der Zukunft. Vorwort, in: Wissenschaftskommunikation der Zukunft. 4. Konferenz der Zentralbibliothek Forschungszentrum Jülich, Schriften des Forschungszentrum Jülich, Reihe Bibliothek / Library, Band 18, S. 5

Beiner, Marcus (2009) Humanities. Was Geisteswissenschaft macht. Und was sie ausmacht, Berlin: Berlin University Press

Bourdieu, Pierre (1999) Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Brenner, Peter J. (1997) Die Grenzen des Geistes. Zur Infrastruktur geisteswissenschaftlicher Arbeit, in: geisteswissenschaften wozu? Studien zur Situation der Geisteswissenschaften, Thaur: Druck- und Verlagshaus Thaur, S. 45-90

Bryant, Anthony; Charmaz, Kathy (Hrsg.) (2007) Sage Handbook of Grounded Theory, London: Sage

Fabian, Bernhard (1983) Buch, Bibliothek und geisteswissenschaftliche Forschung. Zu Problemen der Literaturversorgung und der Literaturproduktion in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998) Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern: Huber

Glaser, Maria (2004) Kommentar und Bildung: Zur Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft, in: Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich, hrsg. von Markus Arnold und Roland Fischer, Wien: Turia und Kant, S. 127-164

Gradmann, Stefan (2008) Publikation, Qualität, Reputation. Zu den Rahmenbedingungen einer Dreiecksbeziehung in den Geisteswissenschaften unter digital-vernetzten Bedingungen, in: What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften, Frankfurt am Main: Campus, S. 230-248

Glaser, Marie (2004) Kommentar und Bildung: Zur Wissenschaftskultur der Literaturwissenschaft, in: Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich, hrsg. von Markus Arnold und Roland Fischer, Wien: Turia + Kant, S. 127-164.

Hark, Sabine (2005) Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hätscher, Petra; Kersting, Anja; Kohl-Frey, Oliver (2007) Perspektiven der Literatur- und Informationsversorgung. Ergebnisse der Befragung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Konstanz 2007, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-39615

Hätscher, Petra (2009) Wer bewegt das Wissen: Wo stehen wir in zehn Jahren? Eine Zusammenfassung, in: Wissen bewegen. Bibliotheken in der Informationsgesellschaft, hrsg. von Ulrich Hohoff und Per Knudsen, Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann, S. 69-72

Haraway, Donna J. (1995) Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt a. M.,: Campus Verlag

Hinner, Kajetan (2003) Wissenschaft im Zeitalter des Internet, Berlin: Logos

Kneer, Georg; Schroer, Markus; Schüttpelz, Erhard (Hrsg.) (2008) Bruno Latours Kollektive. Kontroversen zur Entgrenzung des Sozialen, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Knorr-Cetina, Karin (1981) The manufacture of knowledge. An essay on the constructivist and contextual nature of science, Oxford: Pergamon Press

Knorr-Cetina, Karin (1984) Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Knorr-Cetina, Karin (2002) Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Kolk, Rainer (1990) Berlin oder Leipzig? Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im "Nibelungenstreit", Tübingen: Niemeyer

Latour, Bruno; Woolgar, Steve (1987) Laboratory life: The social construction of scientific facts, Beverly Hills: Sage

Latour, Bruno (1987) Science in Action. How to follow scientists and engineers through society, Cambridge: Harvard University Press

Lepenies, Wolf (1985) Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München: Hanser

Lynch, Michael (1985) Art and artifact in laboratory science. A study of shop work and shop talk in a research laboratory, London: Routledge and Kegan Paul

Mangelsdorf, Marion; Krähling, Maren; Gransee, Carmen (2010) Technoscience. Eine kritische Einführung in Theorien der Wissenschafts- und Körperpraktiken, Bielefeld: transcript (erscheint 2010)

Müller, Philipp (2004) Geschichte machen. Überlegungen zu lokalspezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert. Ein Literaturbericht, in: Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag, Nr. 12, Köln: Böhlau, S. 415-433

Rammert, Werner, Schubert Cornelius (Hrsg.) (2006) Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik, Frankfurt am Main: Campus

Ramminger, Eva; Graf, Nicole (2007) Informationsmanagement an der ETH Zürich: Zum Umgang mit Literatur und Informationsressourcen in Forschung und Lehre. Eine qualitative Expertenbefragung der ETH-Bibliothek, Zürich, http://e-collection.ethbib.ethz.ch/eserv/eth:29883/eth-29883-01.pdf

Research Information Network and the Consortium of Research Libraries (2007) Researchers' Use of Academic Libraries and their Services, http://www.rin.ac.uk/files/libraries-report-2007.pdf und http://eprints.ecs.soton.ac.uk/13868/1/libraries-report-2007.pdf

Rimmer, Jon; Warwick, Claire; Blandford, Ann; Gow, Jeremy; Buchanan, George (2006) Humanities Scholars' Information-seeking Behaviour and Use of Digital Resources, Workshop on Digital Libraries in the Context of Users' Broader Activities, http://www.uclic.ucl.ac.uk/events/dl-cuba2006/papers/Rimmer.pdf

Rowlands, Ian; Fieldhouse, Maggie (2007) Trends in scholarly information behaviour. Work Package I http://www.jisc.ac.uk/publications/documents/pub_jcsr.aspx, JISC (2008) Information behaviour of the researcher of the future, http://www.jisc.ac.uk/media/documents/programmes/reppres/gg_final_keynote_11012008.pdf

Schmid, Martin (2004) Kritisieren als Erkenntnispraxis: Thesen zur Lehrkultur der Wiener Geschichtswissenschaft, Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich, hrsg. von Markus Arnold und Roland Fischer, Wien: Turia + Kant, S. 165-201

Star, Susan Leigh (1991) Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions, in: A Sociology of Monsters. Essays on Power, Technology and Domination, hrsg. von John Law, London: Routledge, S. 26-56

Stieg Dalton, Margaret; Charnigo, Laurie (2004) Historians and their information sources, in: College & Research Libraries, Jg. 65, H5. S. 400-425

The Taiga Forum (2009) Provocative Statements (after the meeting), http://www.taigaforum.org/documents/Taiga%204%20Statements%20After.pdf

Thomas, Natascha (2005) Wissenschaft in der digitalen Welt, in: Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens, hrsg. von Michael Schetsche und Kai Lehmann, Bielefeld: transcript, S. 313-322

Traweek, Sharon (1988) Beamtimes and Lifetimes: The World of High Energy Physics, Cambridge, MA: Harvard University Press

Traweek, Sharon (1992) Border Crossings: Narrative Strategies in Science Studies and among Physicists in Tsubuka Science City, Japan, in: Science as Practice and Culture, hrsg. von Andrew Pickering, Chicago: University of Chicago Press, S. 429-465

Turkle, Sherry (Hrsg.) (2007) Evocative Objects. Thinks we think with, MIT Press: Cambridge Massachusetts

Wansleben, Leon Jesse (2007) Laborexplorationen. Eine inkongruente Perspektive auf den Alltag sozialwissenschaftlicher Praxis, in: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 30. Jg, 2, S.282. http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-38940

Wansleben, Leon Jesse (2008) Geisteswissenschaften als epistemische Praktiken. Was kann die Wissenschaftssoziologie zur Zukunft der Geisteswissenschaften beitragen? in: Arts and Figures: GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf. hrsg. von Constantin Goschler, Jürgen Fohrmann, Harald Welzer und Markus Zwick, Göttingen: Wallstein Verlag, S. 53-68., http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-77889
http://www.wissenschaftskommunikation.info/wordpress/

Warwick, Claire; Terras, Melissa; Galina, Isabel; Huntington, Paul; Pappa, Nikoleta (2008) Library and information resources and users of digital resources in the humanities, in: Program: electronic library and information systems, Jg 42, H1, S.5-27

Watson-Boone, Rebecca (1994) The Information Needs and Habits of Humanities Scholars, in: Reference Quarterly, Jg 34, H.2, S. 203-216

Internetquellen:

http://www.zmi.uni-giessen.de/projekte/projekt-24.html

http://www.textgrid.de

http://www.4sonline.org/

http://www.easst.net/

Anhang

Im Folgenden ist der Leitfaden abgedruckt, wie er der Interviewerin während der Interviews vorlag. Der Leitfaden trägt den Arbeitstitel des Projekts.

Leitfaden für Einzelinterview „Literatur- und Informationsversorgung in den Geisteswissenschaften“

Einleitung des Interviews:

Vielen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, heute an diesem Interview teilzunehmen.

Ich wiederhole kurz, warum wir diese Studie durchführen. In den Naturwissenschaften ist ein deutlicher Trend hin zu elektronischen Medien festzustellen. In den Geisteswissenschaften ist die Situation anders.

Wir möchten daher von Ihnen wissen, wie sie arbeiten und wie sie die Entwicklung ihres Arbeitens in der Zukunft sehen.

Es gibt also in dem Sinne keine falsche oder richtige Meinung und es wäre uns auch wichtig, dass sie nicht beschreiben, was sie für richtig halten, sondern wie sie real im Alltag vorgehen.

Bitte beschreiben Sie sehr detailliert und – wenn sie es gerade wissen – nennen sie auch konkrete Namen von zum Beispiel Medien. Uns interessieren die kleinen Details und die grundlegenden Vorgehensweisen ihres Arbeitens gleichermaßen.

Ich schätze, dass wir ca. 1 Stunde brauchen werden, letztendlich hängt das aber von ihrem Interesse ab.

Das ganze wird aufgezeichnet und verschriftlicht, natürlich werden sie dabei anonymisiert.

A. Themenkomplex ‚Arbeitsstruktur'

Vorlage eines Kurztextes:
„Der typische Arbeitsalltag eines Hochschullehrers müsste (…) so aussehen: Nachdem er in seinem Home-Office früh morgens per E-mail ein paar studentische Anfragen beantwortet hat, sieht er auf der Webseite einer Fachzeitschrift schnell die Kommentare zu einem von ihm elektronisch publizierten Artikel durch. Hektisch diskutiert er dann auf der Online-Plattform seiner Disziplin mit Kollegen aus der ganzen Welt über die neuesten Ergebnisse eines afrikanischen Forschungsteams. Es geht hoch her, denn zwei junge Wissenschaftler aus Korea stellen die von ihm vertretenen Ansichten immer wieder in Frage. Um seinen Argumenten Nachdruck zu verleihen, verlinkt er seine Kommentare mit der dezentralen Datenbank seiner Forschungsgruppe. Nach der Mittagspause fordert er auf einer Online-Konferenz finanzielle Unterstützung für seine digitale Universität ein. Am späten Nachmittag füllt er elektronisch das Antragsformular für ein EU-Projekt aus, um sich anschließend offline mit Kollegen seines Instituts zu treffen."
aus: Natascha Thomas (2005) Wissenschaft in der digitalen Welt, in: Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens, hrsg. von Michael Schetsche und Kai Lehmann, Bielefeld: transcript, S. 313

1. **Wie sieht ihr Arbeitsalltag aus? Können Sie sich mit dem beschriebenen Wissenschaftler identifizieren oder inwiefern unterscheidet sich ihr Arbeitsalltag?**

   evtl. Nachfragen:
   Schildern Sie mir doch die Entstehungsgeschichte eines Artikels, beziehungsweise wie bereiten Sie sich auf ein Seminar vor?
   Wie gehen Sie vor, wenn Sie eine Idee haben und daraus ein Forschungsprojekt, einen Artikel, ein Seminar machen wollen?

2. **Welche Arbeitsmittel benutzen sie?**

   evtl. Nachfragen:
   Für wie wichtig halten Sie das gedruckte Buch in ihrer Arbeit?
   Mit welchen Arbeitsinstrumenten arbeiten Sie, welche Computerprogramme, Karteikarten, Zettel verwenden Sie?
   Welche haben sie bislang noch nicht genutzt, würden es aber gerne mal ausprobieren?

3. **Wie kommunizieren Sie mit Studierenden, mit anderen Wissenschaftlern?**

   evtl. Nachfragen:
   Wie arbeiten Sie mit anderen zusammen?

B. Themenkomplex ‚Arbeitsort'

4. Wie organisieren sie ihren Arbeitsplatz und ihre Arbeitsmedien?

evtl. Nachfragen:
Welcher Zugang zu ihren Arbeitsmedien ist ihnen am liebsten, am wichtigsten?
Haben sie sich eine eigene Bibliothek angelegt (Print oder auf dem Computer) und verwalten sie diese in irgendeiner Form?

5. Nutzen Sie die Bibliothek als realen Ort, in welcher Form?

evtl. Nachfragen:
Wie nutzen sie die Bibliothek konkret und aus welchen Gründen?

C. Themenkomplex ‚Informationskompetenz'

6. Wie recherchieren sie für einen Artikel, für eine Vorlesung, für die eigene Weiterbildung?

D. Themenkomplex ‚Interdisziplinarität'

7. Wie suchen Sie nach Literatur anderer Disziplinen oder auch nach interdisziplinärer Literatur? Treten dabei Schwierigkeiten auf?

E. Themenkomplex ‚Neue Medien'

8. Wie nehmen sie ihre eigene Informationssituation wahr?

9. Nehmen sie Unterschiede zwischen sich und den Studierenden oder zwischen sich und älteren Wissenschaftlern im Umgang mit Arbeitsmedien wahr?

10. Abschließend:
Wie bewerten Sie die Neuen Medien für Ihr eigenes Arbeiten?
Wird sich Ihr Arbeiten durch diese Medien verändern oder nicht?